

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 27 (1904)

Artikel: Emil Kuh's Briefe an Gottfried Keller
Autor: Schaer, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984794>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Emil Kuh's Briefe an Gottfried Keller.

Von Alfred Schaefer.

Emil Kuh, der Wiener Schriftsteller, der verständnisvolle Freund und feinsinnige Biograph Friedrich Hebbel's, gehört zu denjenigen Bekannten Gottfried Keller's, die ihm wie so manche andere, an der Hand des „Grünen Heinrich“ zugeführt worden sind. Aber das so eingeleitete Verhältniß der beiden Dichterfreunde ging bald über den Rahmen einer bloßen litterarischen Bekanntschaft hinaus und die gehaltvollen und inhaltreichen Briefe, die sie während ihres langjährigen Verkehrs von 1871 bis 1876 gewechselt haben, beweisen, daß ein engeres Freundschaftsband, eine Art Wahlverwandtschaft ihrer eigenartigen Persönlichkeiten, sie verbunden hat. Kuh verehrte in Keller, wie er selbst es aussprach, einen der größten Dichter seiner Zeit mit großer Liebe und tiefem Verständnis, ohne sich an den oft schrullenhaften Zügen seines Wesens zu stoßen; und Keller hinwieder schätzte in seinem Wienerfreunde die bedeutende und eigenartige Persönlichkeit, den feinen Menschenkenner, die selbst poetisch veranlagte und vor allem dichterische Kunstwerke zart nachempfindende, dabei aber doch selbständige schaffende und kritisch urtheilende Natur. So ist der Briefwechsel, den die beiden Schriftsteller in den Jahren ihres schriftlichen Gedankenaustausches, — zu dem sich leider durch die Lücken des Zufalls verhindert, nie eine persönliche Bekanntschaft gesellen sollte, — geführt haben, in der That eine Quelle prächtiger Aussprüche und treffender,

rückhaltlos geäußerter Anschauungen geworden, deren Kenntniß das biographische Bild der Verfasser mit manchen werthvollen Zügen ergänzen kann. Es schien dem Herausgeber der vorliegenden Zeugnisse einer Dichterfreundschaft darum um so mehr die Berechtigung vorzuliegen, die bisher von Bächtold in seiner trefflichen Lebensdarstellung Meister Gottfried's, wo sich auch die Briefe Keller's an Küh gedruckt finden, nur bruchstückweise in den Anmerkungen veröffentlichten Schreiben Emil Küh's einmal einem weiteren Kreise vollständig und als Ganzes zugänglich zu machen. Die Erlaubniß zur Veröffentlichung dieser interessanten Brieffschaften habe ich nebst dem freundlichen Einverständniß des Herrn Regierungssekretärs Dr. Paul Küh in Wien, eines Sohnes des Kellerfreundes, wieder den Herren Professor Dr. A. Schneider und Stadtbibliothekar Dr. H. Escher zu danken, deren Wohlwollen ich auch an dieser Stelle gern den schuldigen Tribut entrichten möchte.

Über eine Eigenschaft, die Keller an seinem Wiener Freunde noch besonders schätzte, hat er sich in einem Briefe vom 29. Juni 1875 an Fr. Th. Bischler (vgl. Bächtold, Keller's Leben, Bd. III, S. 200) lobend ausgesprochen; es betrifft die für ein ächtes Freundschaftsverhältniß vorauszusehende gegenseitige Mittheilfamkeit und intimere Interessengemeinschaft. Keller schreibt darüber:

„Emil Küh, von dem Sie mir geschrieben hatten, ist mir voriges Jahr nicht mehr zu Gesicht gekommen, da meine Reisezeit und Lust vorüber war. Als briefflicher Freund ist er liebenswürdig und mittheilfam, eine Tugend, die sonst aus der Welt verschwunden ist unter den jüngeren Autoren. Das schreibt möglichst kurze Billets, immer nur Geschäft, wie wenn jede ungedruckte und unehonorierte Zeile ein Verlust wäre.“

Und wie sehr Keller von der Nachricht des am 30. Dezember 1876 in Meran erfolgten Ablebens seines Freundes schmerzlich

ergriffen wurde, das bezeugen jene Zeilen aus dem Briefe, in dem er am 5. Januar 1877 Frau Adele Küh und ihren Kindern seine Theilnahme an ihrem Verluste ausdrückte. Es heißt dort (vgl. Bächtold III, S. 343):

„Es ist nicht viel, was ich Ihnen, verehrte Frau Professor, sagen kann. Daß ich nicht allein von Mitgefühl für Sie und Ihre Kinder erschüttert bin, sondern mich auch selbst betroffen fühle, können Sie daraus ersehen, daß ich schmerzlich bereue, nicht mehr Anstrengung gemacht zu haben, einmal persönlich mit ihm zusammenzutreffen. Nun ist es zu spät!“

Der Briefwechsel der beiden Freunde umfaßt im Ganzen 46 noch erhaltene Zeugnisse. Davon sind die 18 Briefe Keller's an Küh von Bächtold, wie schon bemerkt wurde, im dritten Bande seiner Biographie zum Abdruck gelangt; die 28, die willkommene Ergänzung dazu bietenden Antwortschreiben Küh's an Keller sollen an dieser Stelle, mit den nöthigsten Anmerkungen versehen, zum ersten Mal in vollständiger Gestalt veröffentlicht werden. Ihr ziemlich bedeutender Umfang ließ jedoch eine Vertheilung des Stoffes wünschenswerth erscheinen, so daß in einem ersten Abschnitte die Briefe Nr. 1—20 aus den Jahren 1871 bis 1874, im zweiten und letzten Theile des folgenden Jahr- ganges sodann der Rest, Nr. 21—28 der Zeit von 1875—1876 angehörend, enthalten sein sollen.

Der Inhalt des Keller-Küh'schen Briefwechsels hat in der Haupttheile die Besprechung der litterarischen Thätigkeit der beiden Freunde zum Gegenstand. Es handelt sich vorzugsweise um Keller's „sieben Legenden“, die „Leute von Seldwyl“ und den „Grünen Heinrich“, speziell die Frage seiner Umschmelzung aus der ersten in die zweite Fassung. Von Küh's Arbeiten wird hauptsächlich sein Lebenswerk, die nicht völlig vollendet hinterlassene Biographie Friedrich Hebbel's berührt, außerdem einige kleinere Aufsätze über Grillparzer, O. Ludwig, Keller, Mörike

und Storm. Im Nebrigen bilden der Gedankenaustausch über gemeinsame Freunde wie Mörike, Storm, Heß, Auerbach, Fischer, Petersen u. a. oder über litterarische Strömungen und Ereignisse ihrer Zeit, sowie über gegenseitig sich zugesandte Bücher, des öfteren auch Familienangelegenheiten, persönliche Erlebnisse, oder Vorschläge und sogar Reisepläne zu der beabsichtigten, leider stets vereitelten Zusammenkunft den Stoff dieses schriftlichen Verkehrs.

Für die Art und Kunst der beiden Männer in ihrem Wesen und in ihren Werken bieten diese Blätter ein hübsches und unschätzbares Zeugniß und erklären meistens sich selbst am einfachsten, so daß ein weiteres Eingehen auf ihren Inhalt sich als unnöthig erweist.

Wer sich für Emil Küh, den Wiener Schriftsteller und Kritiker, dessen „zahlreiche, elegant geschriebene Aufsätze“, nach Bächtold's Urtheil und Wunsch, „längst gesammelt zu sein verdienten“ — eine Aufgabe, der sich der Herausgeber dieser Briefe später einmal zu unterziehen gedenkt — näher interessiert, den möchte ich schließlich noch auf die folgenden Litteraturangaben verweisen, womit diese einleitenden Worte ihren Abschluß finden mögen. Neben Emil Küh's Leben und Werke sind zu vergleichen: F. Bamberg; E. Küh (1828—1876), Allg. deutsche Biographie, Bd. XVII (Leipzig 1883), S. 316 f. C. von Wurzbach; Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Theil 13 (Wien 1865), S. 340 b. — 342 b. J. Bächtold; G. Keller's Leben, seine Briefe und Tagebücher; Berlin 1897, Bd. III, S. 33. E. Küh's Briefwechsel mit Th. Storm (1871—1876). Vgl. Westermann's Deutsche Monatshefte; Bd. 67, Jahrg. 1889/90. Blätter für litterarische Unterhaltung (Leipzig; Brockhaus. 4⁰), Jahrg. 1859, S. 939. Ludwig Scherer; Die Schriftsteller Oesterreichs in Reim und Prosa auf dem Gebiete der schönen Litteratur; Wien 1858, 8⁰, S. 495. Wiener Neue Freie Presse; Jahrg. 1864, Nr. 93.

I. Theil.
1871—1874.

1.

Wien, 20. Februar 1871.
III Salesianergasse 13.

Hochgeehrter und verehrter Herr!

Seit Ende Dezember vorigen Jahres schob ich, Woche um Woche, den Brief hinaus, welcher meine Anzeige Ihres Romans in der „Neuen Freien Presse“¹⁾ begleiten sollte, und so kommt vielleicht zu allerlezt dieselbe Ihnen unter die Augen. Eine Last von Arbeit ruhte auf mir und in bedrängter Stimmung wollte ich Ihnen nicht schreiben. Nun ist die Last abgewälzt, aber meine Stimmung ist gleichwohl keine unbefangene. Dieß schmerzt mich, denn aus der Fülle des durch Ihre Dichtung in mir gesteigerten Lebens hätte ich so gerne zu Ihnen gesprochen! Ich hätte persönlich ersehen mögen, was lückenhaft im Ausdruck geblieben, als ich zum Publikum über den Grünen Heinrich sprach. Ziehen Sie also freundlich ab und fügen Sie ebenso freundlich hinzu, Sie großer Arithmetiker des Menschenherzens, was dieses farge Blatt und die gedruckte Beilage verbessern und vervollständigen kann.

Schon lange kannte ich Ihre „Leute von Seldwyla“, aber erst im Winter 1869 ging mir der Genius dieser Erzählungen auf, und erst im verflossenen Sommer lernte ich Ihren Roman

¹⁾ Jahrg. 1871, 7. Januar; Abendblatt Nr. 2286: „Keller's Grüner Heinrich“.

kennen. In den Ferien (ich bin nämlich Professor an der Wiener Handelsakademie für deutsche Sprache und Litteratur) nahm ich den Grünen Heinrich mit auf meinem Weg in's Gebirge. Der Krieg war eben ausgebrochen, alle Welt wühlte in den Zeitungen, ich aber versenkte mich in Ihr Buch. Angesichts der Alpen in Außsee (Steiermark) las ich, was Heinrich Lee gedacht, empfunden, gewollt und gethan, mit den rauschenden Wassern und den Kalksteinfelsen der einsamen Landschaft verknüpften sich wundersam die Scenen und Bilder dieses geradezu einzigen Buches. Tagelang, wochenlang, monatelang war ich in den Grünen Heinrich eingesponnen, denn nachdem ich haushälterisch gelesen, fing meine Frau zu lesen an und so hatten die Gedanken Muße genug, das Buch zu genießen, sich bienenartig daran festzusaugen. Wie oft schlug ich die Blätter zu und sann eine Stunde oder den ganzen Heimgang vom See in den Markt über eine Wendung, über eine Ideenkette, die Sie angezogen! Wie oft jauchzte ich auf, oder lehnte ich mich auf, je nachdem Sie mir zum Einen oder Andern Anlaß gegeben! Aber nicht nur beim Lesen und Schwätzen und Sinnen blieb es: eine ganze Correspondenz mit einem Freunde, der Sie ebenfalls hoch hinaufrückt, dorthin nämlich, wo die Grundgeister walten, eine ganze Correspondenz drehte sich um den Grünen Heinrich. Gottfried Keller und der deutsche Krieg: dieß waren wohl die Gegenstände, die mich dritt-halb Monate hindurch ausschließlich beschäftigten, und ehrlich gestanden, der deutsche Krieg wurde durch Sie in meiner Seele zur Seite gedrängt. Ich kenne in der deutschen Litteratur nur zwei Menschen, außer Goethe, der auf jeder Lebensstation neben mir steht, zwei Menschen, welche entscheidend auf mich gewirkt haben: Friedrich Hebbel und Arthur Schopenhauer: seit der Grüne Heinrich mein eigen ist, habe ich einen Dritten zu nennen, der mich menschlich bedeutungsvoll gefördert, der als ein Erlebniß sich in mir eingezeichnet hat.

Meine Biographie Hebbel's, welche als Geschichte eines merkwürdigen Daseins mehr Wichtigkeit haben dürfte denn als Beitrag zur Litteraturhistorie, diese Biographie wird Ihnen dereinst beweisen, was Alles ich vom Grünen Heinrich erfahren.

Ich breche ab, denn ich spüre, daß ich Alles sagen will und nur wenig sagen kann; die schlimmste Verfassung, in der ein Schreibender sich befinden mag.

Sollte ich hin und wieder etwas im Grünen Heinrich getroffen haben, was Ihnen ein zustimmendes Nicken abnöthigt, dann sagen Sie es mir wohl. Im Uebrigen: ob Sie mir antworten oder nicht, verpflichtet bin ich Ihnen auf immer und persönlich können Sie es mir gegenüber halten, wie es Ihnen gefällt, wie Sie Ihrer Natur nach müssen, wie Sie Ihrer Laune nach wollen.

Dankbar und verehrungsvoll

Ihr ergebener

Emil Küh.

2.

Berchtesgaden, am Kranzbühel, 25. Juli 1871.

Hochgeehrter Herr!

Viele Monate sind in's Land gegangen, seit ich Ihren Brief¹⁾ empfing; und wenn Sie nach meinem langen Schweigen die Freude abschätzen würden, welche mich durch den Anblick Ihrer Hand erfüllte, so wäre dieß eine unrichtige Schätzung. Ihren Brief sendete mir meine Frau nach Benedig, wo ich zu Ostern zehn Tage verweilte. Als ich ihn öffnete, lagen gerade die Bände Ihres Grünen Heinrich auf dem Tische meiner Schwester, um

¹⁾ Vom 3. April 1871. Vgl. Bächtold: G. Keller's Leben, Bd. III, Berlin 1897; Brief Nr. 147.

derentwillen ich nach Venetien gegangen; sie hatte sich das Buch aus der Leihbibliothek kommen lassen. Ich wollte Ihnen sofort antworten, aber die Stimmung war zu sehr von den Eindrücken der Dogenstadt durchwirkt, als daß ich mich Ihnen hätte völlig hingeben können. In Wien wieder eingerückt, erwarteten mich dringende, mitunter widerwärtige Arbeiten, dann wurde ich unwohl, und im Juni begannen schon die Vorbereitungen zu den Prüfungen, welche das Schuljahr abschließen. So antworte ich Ihnen erst aus meiner Sommer-Ferienmuße in Berchtesgaden. Sie tragen sich mit dem Gedanken: den Grünen Heinrich umarbeiten zu wollen. Ich erschrak, als ich dies von Ihnen vernahm. Der Grüne Heinrich scheint mir in der Gestalt, die er nun einmal angenommen, theils aus innerer Nothwendigkeit, theils von Zufälligkeiten bestimmt, ein unantastbares Werk zu sein, das trotz seiner Fehler der zerstörungslustigen Zeit Widerstand bieten und die Mehrzahl der in den letzten fünfzig Jahren entstandenen und gemachten Romane überdauern wird. Produktionen, wie der Grüne Heinrich eine ist, vertragen keine Umbildung, ohne dadurch in ihrem Lebenspunkte verletzt zu werden. Auch Wilhelm Meister hat Gebrechen, auch der Faust, unseres größten Dichters, und diese Gebrechen tilgen wollen, hieße die Gebrechlichkeit der Welt selber aufheben wollen. Ich sage immer, wer Entrée gezahlt hat, der mag sich mancherlei erlauben, was wir den anderen Menschenkindern verwehren oder was wir ihnen als schweres Vergehen anrechnen. Und Sie haben Entrée gezahlt. Geschmacklosigkeiten, wie Sie sich ausdrückten, sind keine im Grünen Heinrich stehen geblieben, Geschmacklosigkeiten trifft man überhaupt nicht in Ihren Dichtungen an. Ich möchte nicht eine einzige abschweifende Stelle im Grünen Heinrich missen, wenn ich auch gerne hin und wieder, doch nicht überall, die scharf ausgeprägten, geschlechtlichen Zeichen gemildert sähe. Ich meine nämlich diejenigen, welche eine starke, sinnliche Reizung hervor-

bringen, welche das Begehrten in uns aufstacheln. Ohne Schädigung des Organismus Ihrer Dichtung könnten Sie, nach meiner Empfindung, die Scene streichen: wie Judith vor Heinrich Lee sich entkleidet. Diese Scene hat neben dem Lüsternen, das sie erregt, einen phantastischen Charakter, im Stile Achims von Armin; vergleichen aber hat ein Gottfried Keller nicht nöthig.

Die einzige Aenderung, zu der ich beistimmen würde, wäre die: dem Theile, welcher der Jugendgeschichte folgt, den Charakter einer Aufzeichnung von dritter Hand zu geben. Es müßte Jemand sein, der so intim eingeweiht ist in das Wesen Heinrich Lee's, daß er dessen Zustände mit der Energie des Selbsterlebten nachempfände und es müßte zugleich ein dem jungen Menschen überlegener Kopf sein. Wie wäre es, hochverehrter Herr, wenn Sie sich entschlossen, die Form der Selbstbiographie zu wählen, der Selbstbiographie Heinrich Lee's! Anstatt des Eingangs, der nicht gestrichen, der nur versezt werden müßte, begännen Sie mit dem Ende: Lee's Mutter wird zu Grabe geleitet, indessen schreitet ihr Sohn in den väterlichen Ort. Er hat nichts heimgebracht als seine Jugendgeschichte und diese vervollständigt er, indem er aufzeichnet, was er in der Fremde erlebt hat. Sein Ende wäre nicht zu erzählen weder vom Dichter, noch von einem Dritten; es bliebe eine offene Frage, über deren Beantwortung kein feinsinniger Leser sich täuschen könnte. Was geht's mich an, wie Heinrich Lee zu Grunde gegangen? Daz ein Menschendasein, derart isoliert, bis auf den letzten Faden seelisch ausgesponnen, nicht neue Lebens- und Glücksknoten knüpfen wird: weiß der feinsinnige Leser. Und für die Romanleser ist der Grüne Heinrich so wenig gedichtet als Wilhelm Meister. Goethe läßt die Entwicklung des Mannes offen, Sie thäten dieß mit Rücksicht auf das Lebensende. Die vorgeschlagene Aenderung wäre keine Umbildung des Gedichts¹⁾). Warum kann ich nicht mit Ihnen sprechen?

¹⁾ Vgl. Keller's Brief vom 10. September 1871: Bächtold III (Nr. 148), S. 72—74.

Das wäre mir ein Treffer, wenn es Ihnen plötzlich einfiele, in's bairische Hochland zu reisen und einige Wochen in Berchtesgaden zuzubringen! Nicht nur meine beste Frau, auch meine zwei Kinder, ein dreizehnjähriges Mädchen und ein achtjähriger Junge hören seit einem Jahre fortwährend Ihren Namen oder den des Grünen Heinrich. Als ich zu Weihnacht meiner Klara die anmuthige Anthologie Theodor Storm's schenkte und selbst in dem Buche blätterte, da gewahrte ich mit einem Male einige Ihrer Gedichte. Das Gedicht: Jung gewohnt, alt gethan, das man erst dann in seiner Schönheit vollkommen genießt, wenn man die Mutter des Grünen Heinrich und Frau Regel Amrei[n] kennt, ergriff mich mit wunderbarer Macht. Ich passe jetzt jeden Tag auf die Ankunft Ihrer zwei Gedichtsammlungen¹⁾, welche ich kurz vor meiner Abreise bei meinem Buchhändler bestellte. Sie stellen für mich den bedeutendsten deutschen Dichter vor, der in diesem Augenblick schafft; und auch bei den fremden Völkern suche ich, Turgénjew ausgenommen, umsonst einen Poeten, der an Potenz Ihnen nahe käme. Erscheint einmal der versprochene zweite Band der Leute von Seldwyla²⁾ (wann erscheint er denn?), so schreibe ich über Sie eine ausführliche Monographie. Könnte ich nicht im Hinblicke auf diese Monographie biographische Daten von Ihnen bekommen? in Form eines Briefes? Demnächst sende ich Ihnen eine Erzählung Grillparzer's³⁾, welche Sie eigenthümlich berühren wird. Ich hätte es schon heute gethan, wenn das Buch, worin sie steht, nicht noch unterwegs wäre, in einer Kiste,

¹⁾ Gedichte 1846 und Neuere Gedichte 1851. Vgl. auch Keller's Brief vom 10. September 1871; Bächtold III, S. 74.

²⁾ Keller's Brief vom 3. April 1871; vgl. Bächtold III, S. 70.

³⁾ Der arme Spielmann. Eine Erzählung von Franz Grillparzer. Iris 1848. Vgl. Keller's Brief vom 10. September 1871. Bächtold III, S. 71 f, und Keller's Brief vom 3. April 1872. Bächtold III, S. 81.

die ich erwarte. Ich bleibe hier bis Ende September und wäre innig erfreut, wenn Sie mir aus den Bergen in die Berge schrieben.

Ihr Sie hochverehrender

Emil Ruh.

3.

Wien, 8. Juni 1872.

III Salesianergasse 13.

Hochverehrter Herr!

Zwischen meinem letzten Briefe und diesem Blatte ist beinahe ein Jahr abgelaufen. Aber es war in der That ein Tumult von Arbeiten, in die ich sofort gerieth, als meine Ferienzeit in Berchtesgaden zu Ende gegangen. Was mir Ihre Dichtung bedeutet, sagt mir wiederum das Buch¹⁾, welches ich hiermit in Ihre Hände lege. Sie werden an manchen Stellen, auch dort, wo nicht ausdrücklich Ihr Name zu lesen ist, den nachhaltigen Eindruck wahrnehmen, den Ihre Poesie auf mich geübt hat und fortwährend übt. Vielleicht erfahre ich gelegentlich, wie Sie über die beiden Monographien: Franz Grillparzer und Adalbert Stifter denken. Ihr aufrichtiges Urtheil wird mir von hohem Werthe sein. Sie lassen sich gewiß dabei nicht von einer Rücksicht auf meine Beweise der Freundlichkeit, wie Sie sich ausdrücken, bestimmen. Was ich über Sie geschrieben und gegen Sie ausgesprochen, das wurde nicht geschrieben und gesprochen, um Ihnen zu gefallen, das entstammt der Nöthigung meiner innersten Natur. Mögen Sie nur zum zehnten Theile so viel Behagen an meinem kürzlich erschienenen Aufsatz über Ihre Sieben Legenden empfinden, als ich Genuss bei Lesung derselben

¹⁾ Zwei Dichter Österreichs: Fr. Grillparzer — Ad. Stifter.
Wien 1872.

empfunden habe. Diese Legenden sind nach der künstlerischen Seite Ihre vollendetste Leistung.

Kommt in diesem Jahre ein zweiter Band der Leute von Seldwyla? Und wäre es Ihnen lästig, mir einen biographischen Abriß Ihres Lebens zu schicken, in Briefform? Ich wollte gar zu gerne im nächsten Winter einen Vortrag über Gottfried Keller halten. Da ich mit den wenigen Vorträgen vor einem gemischten Publikum hier und in Brünn Wirkung hervorbrachte, so möchte ich einen Dichter Ihrer Art den Leuten in's Herz zu reden suchen. Ferner erbitte ich mir Ihre Photographie. Endlich frage ich Sie, was Sie in den Monaten August, September zu unternehmen vorhaben? Ich will mit den Meinen an den Achensee nach Tirol. Möglich, daß ich selbst auf acht Tage zu Ihnen nach Zürich reiste, falls Sie nicht vorzögen, einen Zug in unser Bergland zu thun. Natürlich müßten Sie mit dergleichen so recht einverstanden sein. Sollen wir einander nur par distance anreden (ich kenne Ihre Eigenheiten nicht), dann geben Sie mir ein entsprechendes Zeichen. Ein einsamer innen einsamer Mensch bin ich allerdings, aber vor den Löwen habe ich keine Scheu.

Ein nächstes Mal will ich von Ihren Gedichten schwärzen, die ich in ihrer Gesamtheit nicht liebe.

Grillparzer's Werke werden Sie vermutlich enttäuschen; er ist ein wahrhaftiger, aber kein completer Dichter. Die Ausgabe wird hastig, litteratenmäßig gemacht. Siebenzig Jahre hat Grillparzer seine Manuskripte wirr durcheinander geschoben im Kasten verwahrt, das Meiste, namentlich die Gedichte auf Zetteln geschrieben, und zwei Monate nach dem Empfange des Nachlasses geben die Herren Laube und Weilen die Gedichte in die Druckerei. Um Grillparzer nicht bloßzustellen, hätte man sorgfältig, überaus sorgfältig zu Werke gehen müssen. Nun ist Laube ein Trächter, ein Routinier, ein „Moderner“ vom reinsten

Wasser, und Joseph Weilen, seines Zeichens dramatischer Dichter, zählt zu den „Strebjämen“.

Leben Sie stille Sommertage! Mit inniger Verehrung

Ihr

Emil Küh.

4.

Josephberg bei Meran, 8. August 1872.

Hochverehrter Herr!

Ihr Brief¹⁾ wurde mir hierher, aber spät, nachgesendet, weil ich beinahe eine Woche auf der Reise selbst nicht wußte, wo ich mich in den Ferien ansiedeln werde. Den südlichen Aufenthalt wählte ich aus Gesundheitsgründen. Seit Ende Juni bin ich heiser; durch Neberschreien zog ich mir eine Entzündung der Stimmbänder zu, ein Nebel, das nach dem Ausspruche fundiger Aerzte nicht bedenklich ist, aber lange dauert. Die mittlere Luft zwischen der des Hochgebirgs und der des zärtlichen Meran hier oben auf Josephberg scheint meiner Kehle überaus wohl zu thun. Zu den Entbehrungen, die mir dieser Zustand auferlegt, kommt nun auch die größte, schwerste hinzu: in den nächsten Wochen nicht mit einem Manne Ihrer Art verkehren zu können. Meine gute Frau bekam einen ordentlichen Schreck, als ich ihr die auf ein Zusammentreffen zwischen Ihnen und mir hindeutende Briefstelle vorlas. Nicht viel sprechen: lautet die Lösung für mich; nun winkt mir gerade jetzt die Möglichkeit, mit Ihnen beisammen sein zu können. Eine Situation wahrlich, welche dem Helden Ihres Romans angemessen wäre. Jedenfalls danke ich Ihnen für die freundliche Absicht, für die schöne Bereitwilligkeit. Wenn ich nicht allzu rasch hinunter gestoßen

¹⁾ Vom 28. Juli 1872. Vgl. Bächtold III. Nr. 154.

werde, so werde ich Sie in nicht ferner Zeit persönlich kennen lernen. Auch die Bitte um Ihre Photographie haben Sie mir erfüllt. Ihr Antlitz spricht sich allmählich in meine Vorstellung von Ihnen hinein. Hebbel sagte einmal zu mir, als ich noch ein junger Mensch war: Merken Sie sich, wer etwas ist, sieht niemals wie ein Schneider aus! Meine Frau schien von dem Anblick Ihrer Züge beinahe so unheimlich berührt, wie von Ihrem Grünen Heinrich; wie Sie denn überhaupt der einzige Dichter sind, den meine Frau fürchtet, indem sie zugleich mächtig von ihm ergriffen wird. Und meine Frau darf ich citieren, denn ihre Resonanz ist tief. Wenn ich Sie zu stark rühme, dann fängt sie augenblicklich an, das Diabolische zu betonen, den Eindruck des Unglücks zu betonen, den sie bei Lesung Ihres merkwürdigen Buches nicht hat los werden können. Keller kann Einen unglücklich machen! rief sie in Aufzее oft, wo wir ängstlicher den Wegen des Grünen Heinrich folgten als den Heereszügen der deutschen Truppen. Dagegen nimmt sie sofort Ihre Partei, wenn jemand ohne den bestimmten Nachdruck der Bewunderung, der ihre Einwendungen begleitet, gegen dieses Buch Einsprache erhebt. Die Rahel bezeichnet die Wirkung ihrer Ausdrücke auf Andere, welche sie vollkommen verstehen, außerordentlich gut: alle Gründe müssen mit beleuchtet und bewegt werden, sie ihn geschaffen haben. Dies fällt mir häufig ein, wenn ich eine Einsprache höre, der ich in meinem Sinne beistimmen kann, aber der ich den Mangel der Motive anmerke, welche sie mit beleuchten und bewegen sollen.

Sehen Sie, verehrtester Herr, diese Kette von Lieb' und Haß, von Zustimmung und Abwehr, welche Ihre Dichtungen in mir und in wahlverwandten Gemüthern anzieht, diese Kette zieht Grillparzer's Dichtung nicht an, und deshalb nannte ich ihn gegen Sie keinen completten Poeten. Sie stützen gewiß nicht darüber, daß ich mich über den nämlichen Dichter so auslässe, dem ich eine

liebevolle Studie gewidmet habe. Vielleicht hat er Runderes geschaffen als Sie, vielleicht (ich selbst gebe es nicht zu), aber stärker als die seine ist Ihre Potenz. Sie haben den steilen Anstieg sozusagen, der zu Shakespeare oder von ihm herunter führt, ich kann mir ein Plus und Minus bei Ihnen denken, ein Hinzufügen und Hinwegnehmen, wodurch das Größte entsteht. Grillparzer's Poesie jedoch bannt mich in's Vorgebirge; er würde durch ein Mehr und Weniger nicht wesentlich gewinnen. Wie sich von selbst versteht, würde ich das Gesagte nicht auf die sogenannten Kraftgenies anwenden, nicht auf die Grabbe und Büchner, mit denen Sie wie Grillparzer nicht das Mindeste gemein haben.

Ich halte Sie beim Wort: daß Sie mir biographische Skizzen geben wollen. Ich bitte Sie, gönnen Sie ihnen dann einen reichlicheren Zufluß, fassen Sie sie nicht für Pierer-Zwecke an! Sie sollen gewiß nicht wörtlich als Actenstücke gebraucht werden. Dürfte ich noch im Spätherbst darauf rechnen können?

Wenn Ihnen das Schreiben nicht lästig ist, dann gönnen Sie bald wieder einem Blatte von Ihnen den Weg zu mir.

Ihr Sie hochverehrender

Emil Kuh.

5.

Neapel, 10. Februar 1873.

Riviera di Chiaja 171.

Hochverehrter Herr!

Schon der Aufgabebort auf dem Couvert dieses Briefes wird Sie in Verwunderung setzen. Sie glauben mich in Wien, den Gaul meiner Berufsarbeiten antreibend, am wenigsten vermuthen Sie mich in Süditalien. Mein Halsleiden war eben so hartnäckig und gab zu solchen Besorgnissen Anlaß, daß ich mich im Spätherbst genöthigt sah, um einen längeren Urlaub bei der

Handelsacademie zu bitten. Man rieth mir Neapel an, und so ging ich denn, nachdem ich September und Oktober unter der klimatischen Glasglocke Meran's umsonst auf eine Heilung meines Nebels gehofft hatte, hinunter an den schönsten Golf des Mittelmeers. Meine Familie nahm ich mit, da das Leben in Wien kostspieliger ist als in Italien und nur die Reiseauslagen in's Gewicht fielen. Seit dem 11. November bin ich hier und empfinde von Tag zu Tag stärker die heilende Wirkung der Seeluft, der südlichen Wärme und Lichtfülle. Von den Balkonen meiner Wohnung aus sehe ich über die Obstbäume, Eichen und Palmen des Gartens an der Riviera hinweg auf den Meeresspiegel und auf Capri. Wenn ich einige hundert Schritte mache, befindet sich mich auf dem Posilip mit seinen grotesken Tuffsteinschluchten, in denen Orangen, Citronen, Rosen und Lorbeer, Pinien und Cactusgestalten den Hügel hinan oder zum Meer hinab stehen, mit seinen anmuthigen Villen, Österien und Bignen. Die nach innen sich verfriedende Seele des Deutschen meiner Artung gewöhnt sich nur allmählich an die taghelle, formenklare Landschaft und an die unbefangene Sinnlichkeit des süditalischen Lebens. Mit der Gewöhnung aber kommt die Freude, ja das Glück, das diese Sinnlichkeit einflößt, in unser Herz, eine Sinnlichkeit, welche, um ein Dichterwort zu variieren, ausgestoßen hat jeden Zeugen seelischer Bedürftigkeit. Der nicht verdorbene Mensch muß in Italien den letzten Rest der Überschwänglichkeit verlieren, die in ihm noch arbeitet, und jenes Behagen an dem Unaussprechlichen, das eigentlich ein Leeres Spinnen in dem Unbestimmten ist. Man braucht nicht Kunstzwecke in Italien zu verfolgen, um einen Lebensgewinn aus dem Aufenthalte in diesem Lande zu ziehen. Die italienischen Reisen sind, seitdem Goethe einen inneren Umschwung durch die seinige erfahren hat, der obligate Wendepunkt in dem Dasein jedes Rippwaaren-Novellisten und jedes Vogelhausanstreichers.

geworden. Italienische Reisen gehören nun in den Kreis der Künstlerstipendien und anderer Aufmunterungen vielversprechender Talente. Was sie fruchten, nehmen wir an den Werken der Aufgemunterten wahr. Wichtig ist es, daß man für Italien reif nach Italien komme. Das einfachste Individuum kann dafür reif sein, wie der hervorragende Geist unreif. Letzteres war z. B. bei Friedrich Hebbel der Fall, welcher ungeachtet einzelner reiner Eindrücke, die er in Rom und Neapel empfing, sich dann erst recht in die unerquicklichsten Prozesse versenkte, was nicht möglich gewesen wäre, wenn er zu guter Stunde den Weg nach dem Süden angetreten hätte.

Ich beschäftige mich jetzt beinahe ausschließlich mit der Biographie dieses Dichters, die schon lange eine Last ist, welche ich abschütteln muß. Sie werden der Darstellung seines Entwicklungsganges weder Ihren geistigen Anteil, noch Ihre Gemüthstheilnahme versagen können. Den typischen Merkzeichen Ihres Grünen Heinrich werden Sie häufig begegnen.

Gegen Ihre Bedenken in Betreff meines Wunsches, Sie sollten mir biographische Skizzen über Ihr Leben senden, habe ich nichts zu bemerken. Aber ein Mißverständnis, hervorgerufen durch meinen letzten Brief, möchte ich beseitigen. Sie irren vollständig, falls Sie meinen, ich stelle mir Ihre Vergangenheit als einen seltsamen oder schauerlich verschlungenen Knoten vor. „Schinder-Hannesartig“ war Ihr Ausdruck¹⁾. Im Gegentheile. Ich bin überzeugt, daß sich Ihr Leben äußerlich ziemlich normal abgewickelt hat und meine Bezeichnung „criminalistisch“ bezog sich auf Ihr feckes und kaltes Anfassen der verborgenen inneren Vorgänge. Auch „entern“ will ich Ihr „treibendes Schifflein“ nicht. Daß ich Ihre Dichtungen genieße, nicht als Recensent betrachte, dächte ich denn doch durch meine Artikel über Ihren

¹⁾ Vgl. Keller's Brief vom 29. Dez. 1872. Bächtold III, Nr. 159.

Roman und Ihre Legenden dargethan zu haben. Berechtigt ist Ihre Mißbilligung der norddeutschen Phrasen über Grillparzer's Werth. Den Leuten, die ehegestern in Robert Brüß und Karl Gußkow bedeutende Dichter, gestern in Gustav Freytag eine große schöpferische Kraft und heute in Fritz Reuter, in Paul Heyse und Adolph Wilbrandt gottbegnadete Poeten erblickt haben, steht es wahrlich schlecht an, ästhetisch-zollamtliche Einwendungen gegen eine zu hohe Anerkennung, die dem todten Grillparzer wird, zu erheben. Gleichwohl weiche ich in der Werthschätzung Grillparzer's von Ihnen ab. An dramatischer Energie halte ich Kleist, Hebbel und Otto Ludwig für größer, an lyrischer Macht Mörike, Uhland und Heine ihm weitaus überlegen. Ich schrieb in einem der Artikel¹⁾, welche ich über die Schriften des Nachlasses Grillparzer's in der Wiener Zeitung veröffentlicht habe, er sei im Umriß der beste nach Schiller und Goethe, aber nicht in der Ausgestaltung. Die kritischen Arbeiten beurtheilte ich der Hauptſache nach ganz so wie Sie. Ich schickte diese Aufsätze einem Freunde in Meran und will ihn ersuchen, er möge sie an Sie weiter befördern. Laube ist ein Herausgeber und Kunstrichter, wie er ein Schriftsteller und Dichter — daß Gott erbarm' — ist. Er riecht überall nur den Leim und hat nur sein Augenmerk auf den Effect, den die geschätzten Tische und Spiegelrahmen üben; vom Selbstzwecke der Kunst weiß er so viel wie der Hund, der den Geschlechtstrieb befriedigt, von der *generatio æquivoca*.

Die Aussicht, daß ein zweiter Band der Leute von Seldwyla kommt, erfüllt mich buchstäblich mit Frühlingserwartungen. Das wäre was, wenn ich auf Capri, wo ich die Wochen vom halben April bis Mitte Mai zubringen will, dieses Buch von

¹⁾ Grillparzer's „Bruderzwist im Hause Habsburg“ und „Jüdin von Toledo“, Wiener Zeitung. Jahrg. 1872. S. 2019 f.

Ihnen erhielte. Zu Ihren feinsten Lesern unter den Deutschen zähle ich sicherlich, dessen darf ich mich schon rühmen.

In den Sommermonaten werde ich die österreichischen oder bairischen Alpen aufsuchen. Da Sie nach Wien gehen wollen — ich fürchte, die Ausstellung wird eine neue Blamage Oesterreichs —, so könnten wir uns vielleicht irgendwo ein Stell-dichein geben. Machen Sie, wenn ich bitten darf, keine zu lange Briefpause! Unter diejenigen, welche Ihre Muße lieben, zählt auch der jetzige Minister Dr. Gläser in Wien, einer meiner Jugendfreunde, an den ich Ihnen gerne ein warmes Brieflein schicken würde.

Mit bestem Gruße, Ihr Sie innig verehrender

Emil Kuh.

6.

Meran, 21. Oktober 1873.

Hochverehrter Herr!

Dieses Blatt will nichts Anderes als bei Ihnen anpochen, um zu erfahren, wie es Ihnen in diesem Jahre ergangen ist. Denn seit dem Dezember des vorigen Jahres sind Sie gegen mich stumm geblieben. Meinen Brief aus Neapel werden Sie wohl erhalten haben?

Anfangs April ging ich mit den Meinen nach Capri, verlebte dort drei einzig schöne Monate und kam Mitte Juli nach Oesterreich zurück. Wien berührte ich nicht. Mir ist abermals ein Jahresurlaub bewilligt worden, da meine Gesundheit noch immer nicht derart ist, daß ich meine Lehrthätigkeit wieder aufnehmen könnte. Wer weiß, ob ich sie nicht gänzlich abschüttle! Den nächsten Winter werde ich in Meran zubringen.

Wie sehr sehne ich mich nach dem in Aussicht gestellten zweiten Bande der Leute von Seldwyla! — Mögen Sie diese Zeilen freien, heiteren Gemüthes antreffen!

In alter Verehrung, Ihr ganz ergebener

Emil Küh.

7.

Meran, 14. November 1873.

Hochverehrter Herr!

Ihren werthvollen Brief¹⁾ erhielt ich an einem Tage, an welchem ich unter einem Grippefieber sehr zu leiden hatte. Erst jetzt erhole ich mich davon. Aber so wüst auch mein Gehirn damals war, ich erfreute mich dennoch an Ihren Mittheilungen, als deren bedeutsamste ich die Nachricht begrüßte, daß ich die ersehnten neuen Seldwyler Geschichten demnächst empfangen werde. Dagegen traf es mich wie ein Schlag vor den Kopf, als ich erfuhr, Sie seien im September nahe daran gewesen, über Südtirol von Ihrem Ausfluge in die Salzburger Alpen heimzufahren und daß Sie diese Route gewählt haben würden, wenn Sie mich in Meran vermuthet hätten. Hören Sie nun obendrein von mir, daß ich Mitte September mit einem meiner Brüder, der mich auf Josephsberg besucht hatte, auf einige Tage nach Berchtesgaden gegangen bin, wo er eine kleine Villa hat, daß ich von dort nach Fischl gefahren bin, um meine Eltern zu sehen, daß Sie und ich also an einander vorbeigekommen sind. Als ob es ein geheimnißvoller Rathschluß wäre, daß wir uns nicht persönlich kennen lernen sollen.

Mein Leiden ist nicht schmerhaft, was ich nicht auch von dem dasselbe zuweilen begleitenden Nebel sagen kann, das Sie

¹⁾ Vom 23. Oktober 1873. Vgl. Bächtold III, Nr. 168.

vielleicht gleichfalls kennen, neuralgischem Kopfschmerze. Brust-
krank bin ich nicht, aber ich hätte es werden können, wenn ich
nicht im vorigen Herbst nach dem Süden gewandert wäre. Die
Heiserkeit ist verschwunden, nur spüre ich sofort Trockenheit und
Ermüdung der Kehle, wenn ich anhaltend und lebhaft gesprochen
habe. Im Ganzen genommen muß ich alle frankhaften Zustände
auf den überreizten Nervenkörper zurückführen; ich habe mich
sicherlich überarbeitet. Oftmals sage ich mir: Naturen wie die
Deine, welche von geistiger Arbeit so arg mitgenommen werden,
sollen eigentlich etwas Anderes auf der Welt zu leisten suchen.
Freilich wüßte ich nicht, welches Interesse ich an ihr hätte,
wenn es nicht der Anteil an den geistigen Prozessen wäre.
Wir sind Alle Gefangene unserer selbst und nur das Benehmen
in der Gefangenschaft entscheidet über den Werth des Einzelnen,
indem es den Grad seiner Kraft beurkundet.

Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe, ob ich ein Wiener
sei, und ob mich die litterargeselligen Zustände Wiens anmuthen?
Das Erstere beantworte ich mit Ja, das Letztere mit Nein. Ich
bin 1828 in Wien geboren, dort erzogen — nicht ausgebildet —
worden, da ich meine innere Ausbildung zum Theile meinem
Verkehr mit Hebbel, gleichsam auf einer norddeutschen Insel in
Wien, sodann meinen eigenen mühseligen Robinson-Bemühungen
verdanke. Ein paar Jahre lebte ich in Troppau, weil ich eine
Zeitlang dem Drängen meiner Familie nachgab, einen praktischen
Lebensberuf zu ergreifen; ich lebte in jener schlesischen Stadt als
Beamter der Nordbahn, der einer meiner Onkel als Chef vor-
stand. Doch plötzlich riß ich mich von dieser Kette los, setzte
meine Studien fort, spielte einen leidenschaftlichen Liebesroman,
dessen Abschluß die Ehe ward, durch, einen Roman, den meine
Eltern und Verwandten durchkreuzt zu haben glaubten, als sie
auf meine Versehung von Wien nach Troppau Einfluß nahmen.
Den Winter 58 — 59 brachte ich in Berlin zu, wo es fast so

traurig in mir und um mich her aussah, wie mit Ihrem Heinrich Lee in München. Nach Wien zurückgekommen, begann ich kultur- und litterargeschichtliche Vorträge zu halten, um mir einen Weg zu einer Lehrkanzel zu bahnen, die ich bald nachher erlangte. Damals brach ich auch unbarmherzig meine poetischen Bestrebungen ab, die ich bis dahin als das mir Wichtigste festgehalten hatte.

Mit dem Wiener Leben konnte ich mich niemals innig befreunden. Der unzuverlässige, ja charakterlose Zug der Wiener stieß mich, seitdem ich ein wenig selbstständig zu denken anfing, ab, wie mich der Anblick mangelnden oder doch sehr schwachen Rechtsgefühles in meiner Vaterstadt stets im Tieffsten empörte. Denn in mir waltet etwas von den Empfindungen des Kohlhaas. Der mir befreundete Romanist Jhering, der im Vorjahr von Wien nach Göttingen übersiedelt ist, hätte wahrscheinlich nie seine treffliche Schrift: „Der Kampf um's Recht“ geschrieben, gewiß nicht so gefärbt, wie sie uns erscheint, wenn er nicht den oben berührten Eindruck Wiens empfangen hätte. Die Wiener haben eine rasche Apperception, aber dabei ein kurzes Gedärm, wie Schiller sagt; ihre Sinnlichkeit ist leicht erregbar, ist beweglich, aber ihr fehlt das Umklammernde und Zeugende. Die Wiener sind im Stande, sich für Ihre Legenden zu erwärmen, und gleich darauf auch für die klebrigen Machereien eines Herrn Busch; so heißtt doch wohl der Schmieraz! Bogumil Golsz, der ethnographische Fuchs, bemerkte einmal im höchsten humoristischen Unmuthe über die Wiener: Sie haben liederliche Augen, liederliche Ohren, liederliche Sinne! Vor dem Revolutionsjahre waren die lotterigen Eigenschaften der Wiener in der weichen Umhüllung eines munteren, ergötzlichen Leichtsinns behaglich geborgen; die allgemeine Unwissenheit, das wohlfeile Leben und die aller Orten noch lebendige Tradition einer lustigen Stadt hatten sie traurlich eingefriedigt. Mit dem Freiheitsrufe erscholl beinahe

gleichzeitig der Ruf nach Bildung. Nun wurde die Oberflächlichkeit maskiert und dressiert, das Drüberhinhüschchen in das Gewand der Gründlichkeit gesteckt und damit der ursprüngliche Volksgeist, der *genius loci* zwar nicht in seinen Impulsen, aber in seinen Neuerungen verändert. Namentlich gilt dieses von den sogenannten besseren Klassen Wiens. Stellen erwerbende Preußen, wie verpreußte Wiener führen der Gesellschaft ein fürnehmes, abspprechendes und ein klügelndes Element zu; ja die Regierung selbst in ihren unablässig wechselnden Repräsentanten hatte eine Art Respekt vor den Feinden Österreichs. Leute, welche noch vor einem Vierteljahrhundert öffentlich in Berliner oder Leipziger wissenschaftlichen Zeitschriften die gemüthlohesten, gehässigsten Angriffe und Schmähungen gegen Österreich losgelassen hatten, wurden ohne Weiteres zu Professoren an der Wiener Universität ernannt. Angesichts solcher Zustände und Vorgänge bildete sich in mir nach und nach eine unüberwindliche Abneigung gegen Wien aus und ich zog mich schließlich auf meine Häuslichkeit gänzlich zurück. Mit den Wiener Litteraten hatte ich so viel wie gar keinen Umgang. — Während des abgelaufenen Sommers wurde ich durch die zärtliche Güte zweier meiner Geschwister in den Stand gesetzt, meine Professur in Wien aufzugeben zu können, falls dieses in Rücksicht auf meine Gesundheit erwünscht wäre. Ich werde kaum wieder meine Lehrthätigkeit in Wien aufnehmen; ohnehin ist mir das Klima dort äußerst schädlich. Ich denke mitunter daran, mich in der Schweiz anzusiedeln, ein Vorhaben, das in Beziehung zu Ihnen, verehrter Herr, steht. Wenn Sie einmal Gelegenheit finden, einen tüchtigen Arzt in Zürich zu sprechen, dann vergessen Sie nicht, worum ich Sie bitte, sich zu erkundigen, ob eine reizbare Kehle und eine nicht eben starke Brust in Zürich oder Genf keinen schlimmen Einflüssen ausgesetzt wären.

Ihr Urtheil über die vor Kurzem erschienenen Nachlaßschriften Otto Ludwig's fiel mit dem abwehrenden Gefühl zusammen, das mir die Lectüre der Skizzen und Fragmente dieses Dichters eben eingelöst hatte. Da ich gerade an einem Aufsatz¹⁾ über dieselben für die „Wiener Zeitung“ schrieb, so widerstand ich nicht der Versuchung, die betreffenden Sätze Ihres Briefes mitzutheilen. Dergleichen zu thun, liegt nicht in meiner Art, dießmal aber gestattete ich mir ein Abweichen von der Regel. Hoffentlich wird es Ihnen nicht unangenehm sein; Sie sprechen ja von zwei Todten. Die Shakespeare-Studien Ludwig's, die schon vor zwei Jahren veröffentlicht wurden, haben als autobiographische wie als decomponierende Zeugnisse einen nicht geringen Werth. Ihre Vergleichung mit der Produktionsweise Schiller's bleibt nichtsdestoweniger mit ihrer gegen Ludwig gerichteten Folgerung unanfechtbar. — Den Vorwurf, daß ich mit Grillparzer's Jüdin zu glimpflich umgegangen, muß ich gelten lassen. Der Grund jedoch, warum dieß geschehen, ist der: daß ich ein halbes Jahr vor jener Kritik das offenbar gedämpft gehaltene Buch über Grillparzer ediert hatte. Der achtzigjährige Dichter lebte noch, als ich ihn charakterisierte und ich war deshalb nach meinem Gefühl gezwungen, den heftig schlagenden Hammer aus dem Uhrwerk herauszunehmen und einen andern einzulegen, der die Stunden leiser anzeigte. Eine rücksichtslose Abweisung des Bruderzwistes und der Jüdin aber hätte zu grell gegen die Tonart meines Buches abgestochen.

Wahrhaft grauenhaft ist die Verwilderung in der gegenwärtigen litterarischen Kritik Deutschlands und ekelserregend das unter den „modernen“ Schriftstellern herrschende Cliquenthum. In der „Allgemeinen Zeitung“ erklärte neulich der abgelebte Roué Guz-

1) Otto Ludwig's Nachlaßschriften. „Wiener Abendpost“, Jahrgang 1873, S. 2124.

kow, daß das Geständniß des greisen Goethe, er habe nicht mehr als vier glückliche Wochen in seinem Leben gehabt, aus dem Umstande abzuleiten sei, daß er die Hof- und Gesellschaftskreise Weimar's mit einer Macht auf sich habe wirken lassen, die seiner nicht würdig gewesen. Tieffinnig dumm und gemein zugleich. Der Umgang mit Recensenten, Buchmachern und Redacteuren hätte Goethen, so meint vielleicht Guzkow, ein optimistisches Bekenntniß bei seiner Rückschau abgerungen. — Herr Julius Rodenberg wieder versichert, daß auch auf dem Gebiete der Litteratur die Blüthe Deutschlands vor uns liege, nicht hinter uns, und zum Beweise dessen, daß wir die ausgezeichnetsten Poeten haben, citiert er Berthold Auerbach, der ein Weiser und ein Dichter zugleich sei. Die Prädikate Homer's, Firdusi's und Dante's werden jetzt bei uns durch die Gosse geschleift.

Ist Ihnen etwas über die Person des Professors Friedrich Nietzsche in Basel bekannt? Derselbe hat eine Schandbroßhüre gegen Strauß¹⁾ geschossen und ein wahnwitziges Buch über die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ zu Ehren Richard Wagner's, dieses ... Schulmeisters, geschrieben. Ich frage deshalb, weil ich vier Wochen angestrengter Arbeit an eine Kritik über Nietzsche gewendet habe, welche ich selbständig herauszugeben gedenke. Ich bin gleichwohl kein Bewunderer des „Alten und des neuen Glaubens“.

Ihre vier Bände: Leute von Seldwyla werden die schönste Weihnachtsgabe sein, die mir zukommen kann. — Möchten Sie künftig den Professor in Ihrer Ansprache fortlassen!

In alter Verehrung Ihr

Emil Kuh.

¹⁾ Der bekannte Theologe David Friedrich Strauß.

8.

Meran, 27. November 1873.

Freundlichen Dank, verehrter Keller, für Ihre rasche Antwort¹⁾. Ich glaube nicht, daß Ihnen das Citat aus Ihrem Briefe in dem ersten der zwei Artikel, welche ich diesem Blatte beischließe, als zu hart erscheinen werde. — Ihre Mittheilungen über den „Spekulierburschen“ in Basel bestätigten die Ansicht und den Eindruck, welche ich nach der Lectüre seiner Schandschrift gegen Strauß sofort gewonnen hatte. Um zu erfahren, ob der freche Angreifer auch etwas Positives bieten kann, das er in dem Pamphlet nicht geboten hat, ließ ich mir seine Broschüre über die „Geburt der Tragödie u. s. w.“ kommen, die allerdings Positives leistet, aber in der Sphäre des Wahnsinns. Mir fiel dabei ein Wort Hebbel's ein, der einst über ein verücktes Drama zu mir gesagt: „Sehen Sie, das ist der Wahnsinn eines Stuhls, nicht eines Menschen! die Tollheit des Verstandes, nicht der Phantasie oder des Gemüths!“ Leider gebe ich trotz meinen 45 Jahren zuweilen noch immer wilden Reaktionen des Aergers ohne Weiteres nach und so habe ich mich denn auch hinreißen lassen, meine wichtige biographische Arbeit zu unterbrechen und vier Wochen an das Zerstückeln der Broschüren des Herrn Nietzsche zu wenden. 70 Seiten meiner engen Hand habe ich darüber geschrieben; vielleicht daß noch ein Auszug aus dem Manuscript in der „Deutschen Zeitung“ in Wien veröffentlicht wird. Herr Nietzsche ist Schopenhauern nicht als „Jünger“ gefolgt, er hat ihn vielmehr schamlos ausgeschrieben und des Philosophen hin und wieder unhaltbaren Strafcoden in Betreff der deutschen Sprache auf den Styl Strauß's angewendet. Apperçu's über die Unterschiede zwischen Cultur und

¹⁾ Vom 18. November 1873. Bgl. Bächtold III, Nr. 170.

Bildung hat er ohne Angabe der Quelle einem Aufsatze des Schweizers Kochholz entlehnt.

Ihre Bemerkungen über den oftmals durchtonenden Schlegel-Tieck'schen Shakespeare in Ludwig's Fragmenten bezeugt eine erstaunliche Lesefeinheit, um die ich Sie beneide, wiewohl es doch eine meiner wenigen Fähigkeiten ist, sehr gut lesen zu können. Um Ihre großen Kräfte beneide ich Sie nicht, weil ich Sie liebe, und weil ferner kein Weg von den meinigen zu den Ihren führt. Ich bin den Göttern dafür dankbar, daß sie mir gerade so viel productives Vermögen verliehen haben, um ächte Poesie empfinden, verstehen zu können, und ich bin dem hingeschiedenen Dichter, dessen Leben ich beschreibe¹⁾, neben manchem Anderen auch dafür dankbar, daß er meine Begierde, zu produziren, nicht aufgemuntert, sondern theils unwillkürlich, theils mit Absicht eingeschüchtert und zerstört hat. Unser Einer, wenn er dichtet, wird nicht ein Märthrer seiner selbst, wie Ludwig, er wird bloß ein Geschundener, den man dann noch vorwurfsvoll fragt, wieso er unter die Räder gerathen sei. Betrachte ich doch nicht selten traurig meine kritischen und charakterisierenden Arbeiten, denen jener letzte Hauch fehlt, der vor Verwesung schützt. Ihnen habe ich nicht nöthig zu versichern, daß diese Trauer nicht aus dem Ehrgeize entspringt.

In diesen Tagen las ich nach langer Zeit wieder im zweiten Theile des Faust. Was er künstlerisch als Ganzes bedeutet, darüber wird Jeder, der nicht Alexander Jung heißt und Formgefühl hat, ungefähr die nämliche Ansicht haben. Aber welch' eine Fülle schönen wie großartigen Details birgt die erste Hälfte! Die Erzählung von den Müttern, einzelne Worte darin: Verfinke denn! Ich könnt' auch sagen: Steige! 's ist einerlei!, die Neugierde des Mephistopheles: ob er wieder kommt!, die Schil-

¹⁾ Hebbel.

derung der Schwäne, der Ritt mit Chiron zur Sibylle Manto: dieß Alles hat wohl nur im Dante seinesgleichen und überbietet den florentinischen Dichter insofern, als Goethe den Goldglanz der Ferne und die persönliche Unabhängigkeit vom Erhabenen gegen ihn voraus hat. — Anstatt daß Leute von der Artung Gußkow's sich wenigstens in ihren alten Tagen noch an Sonne und Mond und Sternenhimmel lauter freuten, manövrierten sie kurz vor Thorschluß albern komisch mit ihrem Fernrohr, das unreine Gläser hat, und unterhalten die Welt mit der Aufzählung der Schmutzflecken, die sie wahrgenommen. Der boshaft gutmütige Auerbach betheuerte mir einmal, Gußkow habe in einem seiner jüngsten Romane die liebliche Stelle: „Adele war reich, die Eltern waren todt, die Tante nicht minder.“ In der nämlichen Stunde, als mir Auerbach Gußkow's Portrait entwarf, war auch von Ihrem Roman die Rede. Und ich erinnere mich der ergötzlichen Wirkung, welche das verbitterte Wohlgefassen Auerbach's an meinen preisenden Bemerkungen über den Grünen Heinrich auf mich übte. Er lobte mit, jedoch mit einem Kindergrinnen, er stimmte zu, aber nicht ohne den wehmütigen, gleichfalls Kindern eigenen Zug, der zu sagen schien: Gib mir auch etwas!

Wann werden die Leute von Seldwyla einrücken? Ich bin schon ungeduldig.

Herzlichen Gruß. Ihr

Emil Kuh.

9.

Meran, 8. Januar 1874, Abends 6 Uhr.

Daß Sie das größte Dichtertalent sind, welches unsere gegenwärtige Litteratur besitzt: war schon nach Ihrem Grünen Heinrich meine Überzeugung. Die Sieben Legenden, die form-

klarsten Ihrer Produktionen, bestärkten mich darin und heute wieder und abermals die neuen Erzählungen im 3. Bande der *Leute von Seldwyla*. Ich habe nur die ersten zwei gelesen: „Kleider machen Leute“, und „der Schmied seines Glückes“, da ich mir die einzige Neue, die ich vorläufig noch habe, auf Morgen aufsparte. Ich empfing die drei Bände heute Vormittag durch die Buchhandlung Gerold aus Wien. Welch' eine Heiterkeit ruht auf diesen Bildern! Welch' ein Fabelmund hat sich in Ihnen aufgethan! Die Geschichte von dem klaffen Schneiderlein muthet mich als die jetzt erst ausgedichtete Erfindung vom Verwunschenen Prinzen an. Bisher war sie trotz ihrem Reiz äußerlich geblieben. Die Geschichte von dem müßiggängerischen Nachhelfer seines Glückes würde unter den Rubinen des *Boccaccio* noch immer einer der seltensten Steine sein.

Ich kenne noch einen Erzähler unserer Tage — in angemessener Entfernung von Ihnen — Theodor Storm, in welchem die Poesie erzählt — alle übrigen Novellisten und Romanschriftsteller, darunter ich einige je nach ihrer Begabung wohl zu schätzen weiß, rechne ich nicht zu den Dichtern. Storm ist ungemein enge auf sein poetisches Gütchen angewiesen, während Ihre Kraft zum Großgrundbesitze gehört, aber Storm hat Resonanz, die Cardinalbedingung tieferer Wirkung.

Warum kann ich nicht mit Ihnen persönlich sprechen, in Momenten der Erregung, wie jetzt! Wenn man im innersten Gemüthe bewegt ist, auch künstlerisch bewegt, dann vermag man gegen eine wahlverwandte Natur zu sprechen, aber nicht zu schreiben. — Ich werde Morgen die Verlagshandlung bitten, mir sofort den Schlußband senden zu wollen, wann er erschienen. In der „Wiener Abendpost“ gedenke ich ausführlich über die *Leute von Seldwyla* zu reden. Der „Neuen Presse“ könnte es abermals in den Sinn kommen, wenn ich Ihre neuesten Dichtungen dort anzeigen wollte, einen ordinären Pariser Brief, der

eine Hinrichtung „schildert“, als erstes Feuilleton zu geben. Das hat Herr Etienne tatsächlich gethan; der Pariser Pöbel hörte zu johlen auf, nachdem der Henker sein Werk beendet hatte — und mein Artikel über die Fabulistik der Kirche fing an. Aber „Hammerschläge und Historien“¹⁾, eines der modernen Meisterstücke, die ich nicht lese, wenn ich nicht muß, ward an erster Stelle angezeigt.

Verzeihen Sie, daß ich von dem Ausdruck reiner Genüßfreude zu solchen Dingen herabgeglitten bin. Wenn Sie mich näher kennten, würden Sie die sonderbare, nicht hübsche Eigenschaft an mir längst wahrgenommen haben, daß ich dicht an das Segenswort einen Fluch zu rücken pflege, weil ich, im Anblick des Gartenglücks schwelgend, sofort die Buben erblicke, welche Bäume beschädigen und Steine über die Mauer herüber werfen.

Yhr treu ergebener

Emil Küh.

Eben fragt mich meine Frau, ob sie den Kindern die Erzählungen vorlesen dürfe, worauf ich erwiderte: die Erste allerdings. „Spiegel das Käthchen“ hatte ihnen meine Frau ungefähr heute vor einem Jahre in Neapel vorgelesen, und erst vor wenigen Tagen sagte mein Paul (elfjährig) vor sich hin: „Immer fleißig, Herr Pineiß, immer fleißig.“

Ich habe überhaupt gefunden, daß halbiwegs aufgeweckte Kinder Manches von den letzten Dingen der Poesie dumpf ahnungsvoll empfinden, etwa wie den Geschlechtstrieb, der in dem unschuldigsten Knaben der erste reift, wenn er die Mutter zärtlich umhalsst. Das ist eines der merkwürdigen Kapitel.

1) Von Johannes Scherr, dem bekannten Litterarhistoriker.

Ihnen darf ich ja schreiben, was ich will. Sie können nichts mißverstehen.

Jetzt mache ich schon die Seite mit der zweiten Nachschrift voll. Ihre dichterische Heiterkeit ist deshalb so wunderbar, weil sie der Farben- und Lichterschmelz ist auf der grauen Unter- malung der Welt und des Menschenwehs. Und gar kein deutscher Dichter außer Ihnen hat diese Art Humors, die nur einzelnen Engländern, namentlich Sterne eigenthümlich.

10.

Meran, 14. März 1874.

Machen Sie sich heute auf abgerissene Tagebuchblätter gefaßt; einen zusammenhängenden Brief werde ich kaum zu Wege bringen.

Wie warm haben Sie mir das letzte Mal geschrieben und wie sehr war ich gerade in der Zeit, als ich diesen Brief¹⁾ empfing, der Wärme eines männlichen Gemüthes bedürftig! Mitten in meine ernsten Arbeiten, in meine Träumereien und in meinen häuslichen Frieden hinein war eine Neigung gefallen, die den ganzen innern Menschen zerstörungslustig aufgerührt hat. Und weil sie dieß gethan, so war auch der Quell hervorgebrochen, den ich seltamer Weise vor einigen Monaten als verschüttet gegen Sie bezeichnet habe und auf dessen Wiedererscheinen ich nicht im Mindesten gefaßt sein konnte. Im Januar und Februar habe ich buchstäblich nichts Anderes als Verse gemacht, einen kleinen Band Gedichte, wohl viel Besseres, wie ich glaube, als jemals in meiner Jugend²⁾, ohne daß ich mir deshalb einbilde, daß der Schriftsteller in mir an dem dichterischen

¹⁾ Vom 12. Februar 1874. Vgl. Bächtold III, Nr. 176.

²⁾ G. Rüh hatte 1858 ein Bändchen Gedichte publiziert. (Braunschweig 1858. 16⁰.)

Talent einen zu fetten Bissen bekommen habe. Warum soll ich Ihnen nicht ein paar Proben geben dürfen!:

Hier ist kein Weg — wir sind mit einem Male
Vom schönen Fußsteig abgekommen,
Dort läuft der Pfad, er führt hinab zu Thale,
Der uns beim Anstieg aufgenommen.

Nun geh'n wir sicher — denk' ich — zwar fünf Schritte
Wird's kraus — da heißt's in Acht genommen —
Sie kommen erst — es geh'n durch's Moos die Tritte —
Bleib steh'n — wir sind schon angekommen.

* * *

Wir waren laut,
Wir wurden leiser,
Mit leichtem Athem
Schließt die Lust.
Der Mittag spielte
Um deine Glieder
Doch wie am Abend
Zuckt dein Mund.

Und nestelnd am Leibe dir
Ging schmückend die Hand;
Und weil ich die gleitenden
Finger verfolgte
Mit glühendem Blick,
So schienst du entliehen
Die eigene Hand.

Dann ging'st du hinüber
In's schattige Zimmer,
Es flirrte ein Späglein,
Es lärmte der Schrank.

Wieder standest du in der Sonne.
Sprachst von Neuem eine Silbe,
Aber stiller als vorher.

Die seidenen Stühle,
Die Kästchen und Briefe,
Die Bücher und Bilder,
Sie glänzten und leuchteten
Im lächelnden Licht.

Und dein Auge und deine Stimme,
Was du wolltest, was du schwiegst
War die Heimlichkeit der Nacht.

* * *

Sind das Rosen?
O, sie sind kenntlich an Farb' und Duft,
Sie sind das Gesicht der heißen Luft.
Waren das Rosen?
Es streifte vorbei dem Auge dicht,
Mich glühte was an, ich sah es nicht.
Wie Nelke[n] schien's? !
Mir däucht, wir haben die Rosen versäumt
Und doch nur von der Nelke geträumt —
Schön sind Rosen.

* * *

Schaurig süßes Geh'n im finstern Garten,
Den man oft geseh'n als lichten Garten.
Diese Vorsicht an den Beeten,
Daß die Schritte nichts zertreten,
Dieses Streifen an den Zweigen,
Dieses Beugen und Verneigen —
Und die Blumen alle dunkel,
Nur in Düften das Gefunkel —
Traurig süßes Geh'n im finstern Garten,
Den man oft geseh'n als lichten Garten.

* * *

Du spielfst Italien
Schönes Meran!

Magnolienbäume
Und Epheustämme,
Die Mauern umklammernd
Und selbst in der Klemme.

In schlaffer Wärme
Senkt sich die Weide,
Der Lorbeer prangt
In starrem Kleide.

Es blauet tiefer
Ein Stückchen Aether,
Doch sagt der Himmel:
Schön werd' ich später.

Am Alpenrande
Weht noch ein Schauer,
Dem Meere näher,
Da werd' ich blauer.

O, du gefällst mir!
Rauscht das Gewässer,
Ich bin zufrieden,
Ich will's nicht besser.

* * *

Wer warf den Zweig hinein,
Der durch das Bächlein zielt?
Ein sanftes Bild der Pein,
Die nicht zerschellt, nur spielt.

Bald drängt's ihn an den Rand,
Bald gleitet er geschwind,
Es greift wie eine Hand,
So hilflos und gelind.

Nun schießt es fröhlich hin,
Bis ihn ein Grübchen fängt;
Die Wellen wirbeln drin,
Er tändelt, wo er hängt.

* * *

Schick dein Leiden
Auf einen Weg,
Und heiß' es warten,
Bis meines kommt.

Wenn die Beiden
Zusammen sind,
So zieh'n sie gewiß
Zusammen fort.

Unsere Freuden
Die eilen dann,
Um sie zu suchen,
Den Flücht'gen nach.

* *

Wer hat den Becher berührt?
Und wer hat eingeschänkt?
Hast du die Stunde geführt,
Oder hab' ich sie gelenkt?

Ein Mensch, der führt mich nicht,
So spricht der Stunde Schlag;
Grau ist mein Angesicht,
Doch färb' ich euch den Tag.

* *

Es steht an den Rändern der Wälder
Zuerst, der Gewittersturm,
Ihn spüren im Thale die Felder,
Ihn meldet der Meßner im Thurm.

Dann geht es hinein in die Bäume,
Dann kommt er tief in den Wald,
Dann stört er im Buschwerk die Träume,
Und Vögeln und Blättern wird kalt.

* *

Trockne Lippen,
Verdurstet nicht,
Du Sommer der Lippen,
Welke nicht!

Schon verschmachtet
Die Lippe wund,
Die Seele vernachtet
Um den Mund.

* *

Aus Baßeier¹⁾ kommt der herbe Hauch,
Der das Land durchweht in Sitt' und Brauch;
Einmal kam der Sandwirth selbst heraus,
Doch er ging in Mantua nach Haus.

¹⁾ Ein Thal in der Nähe von Meran, aus welchem Andreas Hofer stammt.

Alle Fenster zu auf Einen Schlag,
Weil kein Aug' Meran's ihn schauen mag,
Jede Faust ein Krampf und jedes Herz —
Um den Waffenlosen klirrt das Herz.

Ein Gesicht, wie's auf den Felsen liegt,
Und ein Blick, den nur ein Kind besiegt,
Und ein Sinn, frei wie des Vogels Flug,
Und ein Gang, als ob das Kreuz er trug.

Wohl, ich hör' ihn, diesen Todtenschritt,
Der die Hoffnung eines Volks zertritt,
Und in Scham zergeht der tiefe Gram,
Der den Weg in diese Thäler nahm.

* * *

Ein Kettenstrang von Nebenlauben,
Den zehnfach sich der Hügel umgethan
Erglänzt im üppigen Meran.

Das Schwalbenblau der warmen Trauben
Durchgleift des Kürbis gelbes Angesicht,
Der hängend sagt: ich falle nicht.

Im Laubdach oben schläft die Sonne,
Vom Morgen bis zum Abend schläft der Pan,
Die Etsch nur wachet in Meran.

Ein Thorenbild der heißen Wonne,
Im Flickenkleid, von Federn überwallt,
Erscheint des Saltners Truggestalt.

Er zinst den Wandrer in den Gängen,
Und Lügen straft den bunten Kleiderwahn
Der ernste Hüter von Meran.

Geruhig an den Weingehängen
Geh'n Arzt und Mönch nur, geht das schwang're Weib,
Und trägt der Priester Christi Leib.

* * *

Zuweilen leg' ich Kleider an den Stunden,
Die mich beglückt, die mich gemartert haben,
Doch nie noch ward die rechte Tracht gefunden.

Der heißen Stunde geb' ich dunkle Nelken
In's falt'ge Kleid; sie aber scheint zu sagen:
Im Kelche glüht's, doch meine Ränder welken.

Der flauen Stunde leih' ich blasser Schleifen
Und Flittergold auf einen weißen Mantel;
Sie aber fragt: wo blieb mein Purpurstreifen?

Von Epheulaub ein Gürtel soll dich schmücken!
So sprach ich zu der zaghaft stillen Stunde:
Doch Rosen in der Hand hält sie am Rücken.

Ein härmes Kleid bot ich der bängsten Stunde,
Sie bittet sänftlich um die blaue Blume,
Denn trostreich war zulezt doch die Sekunde.

Du finst're Stunde hast mir Tod beschieden;
Da nimm das weiße Leilich! sie doch murmelt:
Vergiß die Palme nicht, ich brachte Frieden.

* *

Abends.

Wenn ich nicht wieder heil wäre; ich hätte Ihnen dann wahrſcheinlich nicht Einblick in meine Zustände vergönnt, schon deßhalb nicht, um mich nicht dem Verdacht auszusetzen, als wollte ich den Heilkünstler in Ihnen anrufen, Sie sozusagen um moralischen Succurs angehen. Meine gute Frau, die viel viel mehr werth ist, als die Erweckerin der mitgetheilten Gedichte, hat öfters, wenn wir schwere, bittere, leidenschaftliche Gespräche mit einander hatten, das Wort variiert anhören müssen: „Meinst du, daß Keller in dem, was ich jetzt gesagt, mir Unrecht gäbe?“ So haben Sie denn auch in einer meiner innern Krisen hineingespielt. — — — — —

Ihre Erzählung: „Mißbrauchte Liebesbriefe“ wirkte auf meine Frau sogar in jenen dunklen Tagen — und sie wirkte rein, in ihrer vollen Schönheit. In Parenthese bemerke ich, daß meine Frau sehr ungehalten wäre, wenn sie wüßte, daß ich gegen Sie in Rücksicht auf Ihre Dichtungen von ihr spreche.

Denn sie will eigentlich gar nicht besprochen werden, und sie ist außer in ihrem Verkehr mit mir verschlossen gegen Federmann.

Die „Mißbrauchten Liebesbriefe“ sind in der That der Gipfel Ihrer darstellenden Kraft; die Gestalt des Gritli, nach meiner Überzeugung das anmuthigste Weib, das in der Poesie nach Goethe geschaffen worden. In mein Tagebuch notierte ich die nachstehenden Bemerkungen, die Sie corrigieren mögen, wenn Sie durch dieselben dazu veranlaßt werden sollten.

Was gehört für eine Sicherheit, für ein Zutrauen in sein eigenes Vermögen dazu, ein solches Programm in dem Eingang der Erzählung „Mißbrauchte Liebesbriefe“ zu geben, und dann mit der Dichtung selbst doch nicht den Eindruck des angewandten Beispiels zu machen. Gritli. Ein einziges Mal fehlt sie, wird sie zum Fehlen gedrängt, und nun bezahlt sie dafür mit ihrem scheinbar häuslichen Glück, um sich schließlich damit ihr wesentliches Glück zu erkaufen.

Die einfachsten Verhältnisse — und doch steht bei Keller Alles unter geheimer Aufsicht. —

Die Rühnheit der neueren Dichter, Alles anzurühren: vielleicht auch eine Folge des Einflusses der Naturwissenschaften. Alle physiologischen wie sittlichen Vorgänge sind vogelfrei geworden. Wir suchen hier gleichfalls tiefere Grundlagen; die bisherigen des Nebereinkommens reichen nicht mehr aus. Daher das Überhandnehmen der Darstellung des Intimen in der Poesie. —

Seitdem der feudale Gutsherr aufgehört hat und mit ihm sein ausschließliches Jagdrecht, geht jeder Bauer mit der Flinte in's Feld und schießt den Hasen. So hat jeder jetzt seine eigene geistige oder sittliche Gerichtsbarkeit. Das nenne ich das Moderne. — —

Sie aber, lieber Keller, haben dabei noch etwas von der klassischen Unbefangenheit und machen mit den Vorrechten und den Übergriffen der Poesie der Gegenwart nicht Staat, wähnen nicht,

dafß Homer mit uns „Modernen“ verglichen, einen Schusterhorizont hatte und jauchzen nicht über das grauenhafte Zuviel unserer Erkenntniß.

Eines ist mir nunmehr in Betreff Ihrer poetischen Eigenthümlichkeit aufgegangen: Sie sind der erste Humorist unter unsren Dichtern, der zugleich Dichter ist. Der siebenfarbig gespaltene Strahl des Humors hört bei Ihnen nicht auf, ein Regenbogen zu sein, der die Landschaft einrahmt, während bei den andern deutschen — Humoristen, die fälschlich so heißen, die sieben Farben zwar vorhanden sind, aber nicht mehr im künstlerisch einrahmenden Bogen.

Die Erzählung „Dietegen“, für deren Aushängebogen ich treulich danke, macht mir noch zu schaffen: ich kann noch nichts Bestimmtes darüber sagen. Die Symmetrie des Burlesk-Gräßlichen, welche in der Staffage herrscht, leitet glücklich wieder in die Sphäre des Humors hinüber. Ob aber das letzte Schicksal des Mädchens nicht zu symmetrisch mit dem Jugendschicksale Dietegen's ist? ist mir noch immer ein ungelöster Scrupel. Vor trefflich dagegen finde ich die innere Entwicklung Dietegen's vorgebildet und ausgeführt. Gewaltig ist der Schritt des Bösen oder Grausamen aus der Herbheit seines Wesens heraus gezeichnet. Auch die jungfräuliche Wildheit jener Burgunderkriege? spricht die Phantasie des Lesers lebhaft an. Wann kommt der vierte Band?

Wunderbar, daß Sie im vorigen Herbst dieses Gedicht zu Ende bringend, am Mondsee saßen. Freilich müssen wir uns im nächsten Sommer sehen. Ich habe nichts Anderes vor, als: entweder zu Ihnen zu reisen oder Sie in oder bei Meran zu erwarten oder an irgend einem throlischen oder schweizer- oder bairischen See mit Ihnen zusammen zu treffen. Ich wage es, ein Wort der Rahel zu gebrauchen, welche einmal an ihre Freundin Pauline Wiesel schrieb: „Wie freue ich mich, Dich zu

sehen, mit Dir zusammen zu sein, weil wir einander gar nichts zu sagen haben!"

Schade, daß Sie mir die Stelle des Ludwig'schen Briefes¹⁾ verschwiegen haben? Könnte ich sie nicht nachträglich von Ihnen erfahren? Vielleicht würde sie sich hübsch meinen projektierten Aufsätzen über die Leute von Seldwyla einfügen lassen.

15. März.

Da Sie die Westermann'schen Hefte zu Gesicht bekommen, so werden Sie vielleicht die im Märzhefte erschienenen Erzählungen Theodor Storm's: *Viola tricolor* gelesen haben, mir hat sie der Dichter, wahrscheinlich im Aushängebogen, schon im Februar gesendet. Ein ergreifendes Fragment seelischen Lebens, kunstvoll isoliert, nicht künstlerisch hergerichtet — eigentlich müßte man sagen präpariert. Auf alle Fälle haben wir nicht nöthig, nach Amerika hinüber zu blicken und einen Bret-Harte anzustauen, der Seelenzustände mit ethnographischen Streifen verwebt, in Zeichen darbietet, indessen ein Poet, wie Storm, sie uns in schönen Flecken gibt. Ich möchte im Uebrigen nicht voreilig über Bret-Harte geurtheilt haben, denn ich las nur Eine Erzählung von ihm, *Carrie* betitelt, im Dezemberheft der «*Revue de deux mondes*». Gustav Freytag allerdings, der diesen Autor, wie ich hörte, überaus angepriesen haben soll (im deutschen Reich), könnte mir von vornherein den Gepriesenen verleidet. Was weiß der Ingaban- und Soll- und Haben-Schriftsteller vom Ministerium der Poesie! Ueber Freytag ist gleichfalls noch nicht die Wahrheit gesagt worden. Ich fürchte, sie wird zu spät gesagt werden, nämlich erst dann, wenn Freytag schon wieder vergessen oder in die bibliographische Unsterblichkeit eingegangen ist.

1) Brief Otto Ludwig's an Berthold Auerbach von 1861. Vgl. Bächtold: *G. Keller's Leben*, Bd. II (1894), S. 73 f., wo die betreffende Stelle über Keller's „Leute von Seldwyla“ (1856) abgedruckt ist.

Ich war zum Voraus überzeugt, daß Sie Rümelin über die Achsel ansehen müssen. Als die erste Auflage seiner realistischen *Shakespeare-Studien* erschien, da hatte ich vor, dieselbe in einer Artikelreihe zu zerflocken; doch ließ ich die Arbeit liegen, weil sie zu viel Vorstudium in Anspruch genommen hätte. Rümelin ist ungleich widerwärtiger als ein Subjekt wie Benedix¹⁾, der bloß ein Cretin ist, der Musterknopf der Handwerkerdummheit und des Handwerkerneides. Rümelin's Geistreichigkeit aber macht mir seine rationalistische Auffassung des britischen Dichters erst recht verhaft. Golz's Vater sagte einmal zu dem Sohn: „Wenn Du Dreck bist, stink!“ Rümelin's Buch überduftet den Gestank, den es aussströmt.

Neulich las ich das Buch von Prof. Brandstätter²⁾: „die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache“, einen pedantisch-philologischen Wegweiser, der manches Lehrreiche zum Besten gibt, aber vom Genius unserer Sprache nichts versteht. Er ist viel correcter als unser Einer, aber ich zähle nicht zu den Eseln, deren Farbe der Herr Professor trägt und deren sentimentale Ohrenbewegungen er sich angeeignet hat. Schillern mußt er auf, daß er sich ausgedrückt: Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen! Ein Gallicismus. Wenn Schiller ein lederner Professor in Danzig gewesen wäre, dann hätte er sicherlich geschrieben: Es pflegt die Welt u. s. w. Ferner schulmeistert B.... „Rechte der Völker“ (droit des gens) statt Völkerrecht. Schiller, dreißigj. Krieg, d. 432: Er bemächtigte sich gegen alle Rechte der Völker der Person des Kurfürsten! (Dagegen 489: Er ließ ihn gegen alles Völkerrecht erhalten.) Als ob das Eine das Nämliche wäre wie das Andere! Bei „Sein von denen“ anstatt Theilnehmen führt er den Galli-

¹⁾ Vgl. G. Kuh's Aufsätze gegen die „Shakespearomanie“ von Benedix; Wiener Abendpost, Jahrg. 1873, S. 2292 ff.

²⁾ F. A. Brandstätter in Danzig.

cismus Goethe's im Werther an: Das sind nun wieder von Deinen Grillen, sagte Albert. — Goethe hätte nach B. schreiben müssen: das gehört nun wieder zu Deinen Grillen. — Den meisten Raum des Buches nehmen Beispiele aus den Schriften Rodenberg's, Hesekiel's, Mundt's, Spielhagen's, Max Ring's u. dgl. ein. Das sind für Herrn Prof. B. Autoren! Daß Gott erbarme! „Ob aber diese billige Rücksicht auch angesehenen Schriftstellern, Th. Mundt, Hesekiel, Spielhagen, Brachvogel, F. Lewald, Hackländer, ja, Duller, Hebbel u. A. in ihren wohlüberlegten und zum Druck bestimmten Schriften zu gute kommen darf, das ist eine andere Frage.“ „Ja, Duller, Hebbel“; ist doch kostbar. Und Hackländer, Brachvogel, diese Schmierer, die vor das Tribunal des Kellners in Ihren „Missbrauchten Liebesbriefen“ gehören, schreiben „wohl überlegt!!“ Die Gartenlaube, sage die Gartenlaube, wird häufig als Anwalt der Sprachenreinheit achtungsvoll citiert. Unter das freche Wort eines Herrn von Sallwörk, Stilistische Studien (nicht stylistische), Ztg. f. Gymn. „Wir thun Unrecht, Goethe's Prosa unter den Mustern unseres Styls zu nennen. Von Schiller kann in dieser Beziehung ebenfalls nicht die Rede sein“ drückt der Danziger — — sein Siegel. Einen bornierten Menschen, wie Götzinger, der sich an Goethe's „wohlig“ im Fischer gestoßen hat, um nur ein Beispiel zu nennen, ruft er als ehrenwerthen Belastungszeugen gegen Goethe heran! Solche Leute machen den wünschenswerthen Prozeß gegen die Verwässchung und Verhunzung unserer Sprache anhängig. Die verschiedensten deutschen Blätter rühmen das Buch Brandstätter's und veröffentlichen in diesem Augenblicke Riesenartikel über Victor Hugo's neuesten Roman. Es ist etwas Wahres an dem Ausrufe Grillparzer's: daß die Deutschen einen Zug des Treulosen haben.

Mir geht es ziemlich gut und ich freue mich auf den Frühling, der in Meran, wie die Ortskundigen versichern, Blüthenwolken über das Thal breitet. Vorläufig ringen die linden Lüfte noch mit den Stürmen des Nordost.

Ich lege dieser Epistel den Separatabdruck eines Aufsatzes über David Strauß bei; der Aufsatz bildete den letzten Abschnitt der unseligen anti-Nietzsche-Arbeit.

Treulich Ihr

Emil Kuh.

Wenn Sie nicht mühevoll kramen müssen, dann leihen Sie mir freundlichst meinen Artikel über Ihre Legenden.

11.

Meran, 16. März 1874.

Durch ein Versehen ist der gestern an Sie abgesendete doppelte oder dreifache Brief — um postalisch zu sprechen — recommandiert, aber nicht frankiert worden. Sie werden also Strafgeld bezahlen für meine lyrischen Gedichte. Possierlich genug, ich möchte fast sagen symbolisch lächerlich.

Wäre es nicht möglich, einen Abdruck Ihrer in einem Auerbachiſchen Kalender vor vielen Jahren¹⁾ veröffentlichten Erzählung: „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“, von Ihnen zu erhalten? Sind sonst noch verstreute Produktionen aus Ihrer Jugendzeit an versteckten oder vergessenen Orten vorhanden, die mir die liebreiche Dichterhand zugänglich machen könnte? Nicht wahr, ich quäle Sie? In der Regel quäle ich nicht auf solche Weise Schriftsteller und Poeten. Dies muß ich wiederholt betonen. Mir wird vielmehr Geringschätzung der „modernen

¹⁾ Die Erzählung erschien in Auerbach's Volkskalender auf das Jahr 1861.

Poesie" vorgeworfen, unzufriedener Geschmack, unbillig wählerischer Sinn.

Angesichts der meisten auf der litterarischen Schaubühne beflatschten „Dichterworte“ fällt mir öfters das Wort des Mephistopheles ein:

Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts,
Geschnürten Leibs, geschminkten Angesichts;
Nichts haben sie Gesundes zu erwidern,
Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern.
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Leute pfeifen.

Herzlichen Gruß

Emil Küh.

12.

Meran, 26. Mai 1874.

Lange schon habe ich nichts von Ihnen gehört. Es geht Ihnen, wie mir, der ich gleichfalls zuweilen durch Monate allem Briefschreiben feindlich gesinnt bin.

Heute will ich Ihnen nur anzeigen, daß ich Ende dieser Woche zum Besuch meiner Schwester auf einige Wochen nach Baden-Baden reisen werde. Gegen den 25. Juni will ich wieder in Meran sein, um dann die Hochsommerzeit mit meiner Familie im nahen Vintschgau zuzubringen. Sollten wir uns vielleicht im Juni sehen oder im Juli, im August in Throl? Sie können mir nach wie vor hierher antworten oder Baden-Baden poste-restante.

Gleichzeitig sende ich unter Kreuzband ein paar Aufsätze an Sie ab. Nicht weil sie so werthvoll sind, sondern weil mir erst neulich ein Büchlein, das mir unter Kreuzband geschickt ward, in Verlust gerieth, rekommandiere ich die Sendung.

Herzlich Ihr

Emil Küh.

13.

Baden in Baden, Villa Karo,
10. Juni 1874.

Wiewohl mir Ihr Schweigen auf mein letztes Billet aus Meran vom 26. oder 27. Mai ein Bischen auffällt, kann ich doch dieses Blatt nicht zurückhalten. Meine Schwester, Helene Karo und deren Mann bitten mich nämlich, Sie in ihrem Namen zum Besuche nach Baden in ihrer Villa freundlich und verehrungsvoll einzuladen. Sie hätten hier volle [Freiheit]¹⁾, zu thun und zu lassen, was Ihnen gefällt, ganz so, als ob Sie in Ihrem eigenen Hause wären. Bier und Wein sind vortrefflich, dieß setze ich hinzu, die Zimmer schattig, die Lage der Villa (die nämliche, wo Turgéniew einst mit seiner Freundin Biardot lebte) der Promenade und allem trouble entrückt. Schon Friedrich Bischler sollte Ihnen im vorigen Jahre den Gruß der Verehrung meiner Schwester und ihrer Stieftochter bringen, und Bischler versprach auch, dieß zu thun. Ich kenne Sie nicht persönlich, weiß also nicht, wie Sie diese Zeilen aufnehmen werden. Ich glaube aber, daß Ihnen bereits meine Briefe Bürgschaft dafür sein müssen, durch mich in kein Haus geladen zu werden, wo Sie in Ihrer Eigenart empfindlich gestört werden können.

Wie immer Ihr

Emil Küh.

Ich begann neulich den ersten Artikel über die Leute von Seldwyla, es sollen drei werden. Wünschen Sie, daß ich mit der Veröffentlichung derselben warte, bis das vierte Bändchen erschienen ist? Dieß vergaß ich neulich zu fragen.

¹⁾ Fehlt ein Wort, wohl dieß oder ein ähnliches.

14.

Baden, 12. Juni 1874.
Villa Karo.

Freundlichen Dank für Ihre rasche Antwort. Sie hatten wahrlich nicht nöthig, meine Briefe und Beilagen als schweres Geschütz zu betrachten, das gebührend zu erwidern sei. Von den Männern, die mir besonders werth sind, habe ich noch nie in meinem Leben verlangt, daß sie mir sozusagen mit gleicher Münze bezahlen sollen.

So leid es meiner Schwester thut, daß Sie nicht kommen, so angenehm ist es mir selbst, aufrichtig gestanden, Sie zuerst nicht in Gemeinschaft mit Andern kennen zu lernen, um so mehr, als Sie eine Begegnung mit mir in Aussicht stellen. Ich ergreife Ihren Vorschlag mit lebhafter Freude. Ich denke, wir treffen uns in Freiburg. Sollten Sie geneigt sein, daß dieß schon nächsten Sonntag geschehe, dann senden Sie mir Morgen ein Telegramm. Ich komme dann Sonntag mit dem ersten Zug aus Baden dahin und würde Sie auf dem Bahnhof erwarten. Auf alle Fälle stecke ich dann ein grünes Blatt als Erkennungszeichen für Sie in's Knopfloch. Unwillkürlich schaut wieder einmal der Grüne Heinrich herüber. Wünschen Sie jedoch die Zusammenkunft auf den zweitnächsten Sonntag, nun dann schreiben Sie mir nach Bequemlichkeit. In diesem Falle könnten Sie mir vielleicht die famose Schrift des Unbewußten¹⁾ unter Kreuzband, recommandiert, hierher schicken. Ich kenne dieses Monstrum nur aus einer Recension, worin die interessante Stelle über den Paragraphen des preußischen Strafgesetzbuches citiert wurde. Wir sind in der deutschen Litteratur bereits auf der Höhe des — — — angelangt.

Herzlichen Gruß. Ihr
Emil Kuh.

¹⁾ Hartmann's Buch: „Shakespeares Romeo und Julia“, 1874.

Möchten Sie mir nicht Ihre Photographie für meine Schwester mitbringen?

15.

Baden, 28. Juni 1874.

Sicher baue ich nach den bisherigen Zwischenfällen und Zufällen, die eine Begegnung mit Ihnen vereitelt haben, nicht darauf, Sie in diesem Sommer zu sehen. Ich will aber meines Theils nichts versäumen, was eine solche möglich machen kann. Darum frage ich Sie, wohin ich Ihnen in der zweiten Hälfte des Monats Juli aus Stuttgart schreiben soll? Doch wohl nach Wien? etwa poste-restante? oder unter der Adresse des Prof. Exner? Bitte, geben Sie mir gefälligst eine Richtschnur. Vor dem 4. Juli werde ich nicht nach Meran zurückreisen. Und in Meran wieder angekommen, wird mir das Postamt alldort alle Briefe in's Hochgebirge nachsenden.

Ich war neulich auf einige Tage in Stuttgart, vorzüglich Bischers wegen. Dieser ließ mich einen umfangreichen Essay, den er über Ihre Dichtungen eben vollendet und für die Beilage der Allgemeinen Zeitung¹⁾ bestimmt hat, lesen. Die Arbeit ist in glücklicher Stimmung gemacht und parthienweise vor trefflich; die Darstellung leichter, flockiger, als dieß sonst in Bischers Art liegt.

Die Schrift Hartmann's²⁾ spricht den Superlativ des — — für sich an. Schopenhauer hat allerdings manchen Fehlschuß gethan und im Schimpfen das Maß des Erlaubten überschritten; nie jedoch ist er in das Alterne und Bildungsschmierige hinein gerathen, wie dieser „Denker“ neuesten Datums. Obendrein gehört er zu der Kunst der gegenseitig lobenden, der einander die Hand

¹⁾ G. Keller: Allgemeine Zeitung, Jahrg. 1874, S. 3283, und Fr. Th. Bischler, Altes und Neues, 2. Heft, 1881.

²⁾ Vgl. Anmerkung S. 234.

reichenden Litteraten. Weil Hieronymus Vorm einige Male für ihn die Wärmtrömmel gerührt hat, so citiert er Vorm's „Philosophie eines Russes“, ein Machwerk blässer, metaphysisch angestrichener Novellistik, und weil von Hartmann dankbar citiert und quittiert hat, so springt Hieronymus in einem Artikel in der „Wiener Abendpost“, wiewohl seine Ansichten über Romeo und Julia, was ich genau weiß, völlig entgegengesetzte sind, zu den Berliner Eregeten des Shakespeare schon dermaßen hinüber, indem er Grabbe's durch Auslassungen über das genannte Stück als prophetische Gesichte der vierzig Jahre später erscheinenden Shakespeare-Kritik röhmt. „Was ist Julia? „Straßendirne in vornehmen Kleidern“, so lautet ein Wort Grabbe's. Wohin soll es bei uns noch kommen? Sind dieß vielleicht die Vorboten des von Julius Rodenberg erwarteten zweiten Goethe Deutschlands? Der wird gut ausssehen; ungefähr wie ein Vagabund, der über die Dächer der modernen Gesittung hinweg in einem Schornstein untertaucht, und dann ruhig beim Zimmerkamin heraus kommt.

Meine Schwester dankt Ihnen für die Photographie.

Frohe Fahrt, heiteres Reisewetter!

Noch eins: Möchten Sie nicht in Wien den Justizminister Glaßer kennen lernen? Er ist ein alter Jugendfreund von mir, ist ein einfacher, sehr anständiger Mann, von allgemeiner Bildung und schätzt Ihre Dichtungen besonders. Als ich ihn vor zwei Jahren das letzte Mal sprach, da sagte er zu mir, daß er Sie, wenn er nächstens nach Zürich gehe, auftauchen wolle. Wenn Sie nichts gegen den Vorschlag einzuwenden haben, so theile ich ihm mit, daß Sie wahrscheinlich in seine Thür treten werden.

Besten Gruß. Ihr

Emil Küh.

16.

Sanct Valentin auf der Haid im Vintschgau,
12. Juli 1874.

Gestern auf der Fahrt von Meran hierher empfing ich in dem Dörfchen Naturns, wo wir die erste Station machten, Ihren Brief aus Wien¹⁾ Das wäre mir eine Freude, wenn Sie schon im Juli auf länger kämen. Der Ort, wo ich mich mit meiner Familie angesiedelt habe, liegt südwestlich vom Ortler, an der Straße nach Nauders und Finstermünz, von wo aus man in's Engadin hinein geht. Sie hätten nicht nöthig, die Tour über Meran zu nehmen; Sie könnten, wie ich höre, rascher durch's Unterinnthal kommen, natürlich von Innsbruck aus per Axe. Herberge finden Sie hier, nach der Versicherung des Postmeisters, in dessen Hause wir wohnen, auf alle Fälle; es müßte denn wider jede Wahrscheinlichkeit in diesem Jahre plötzlich Alles besetzt sein — und sogar dann könnten Sie mein großes Zimmer mit mir theilen. Doch ist, wie gesagt, an eine Überfüllung des Hauses auf der Haid nicht zu denken. Nur wer gerne sehr einsam ist, läßt sich hier nieder. Der Strom der Wiener und der Touristen wendet sich nach dem Unterinnthale: nach Jenbach, Brixlegg! u. s. w. nach den Ortschaften im Pustertale; und im Vintschgau nach den Sommerfrischen gegen Bormio zu. Die Akzung in St. Valentin ist leidlich gut, der Rothwein gut. Hohe Ansprüche dürfen Sie weder in Steiermark noch im Salzammergut noch in Throl erheben. Dicht vor dem Hause breitet sich [zu] Füßen stattlicher Vorberge ein kleiner See aus — und den südwestlichen Horizont begrenzt die Ortlergruppe. Wir ge-

1) Vom 9. Juli 1874. Bgl. Bächtold III, Nr. 184.

denken hier bis Mitte August zu verweilen, vielleicht bis 20. 24. August, wenn kein kalter Herbst frühzeitig einfällt.

Aus meinen Briefen werden Sie mich wahrscheinlich schon insoweit kennen, nur nicht gène irgend welcher Art im Verkehr mit mir befürchten zu müssen. Ich selbst lasse mir im Uebrigen auch keine Unbequemlichkeit gefallen, die mir nicht eine harte Lebensforderung auferlegt. Wenn ich verstimmt oder veräpponen bin, so quetsche ich nicht Gespräche aus mir heraus und maltraitire meinen Mund nicht zum Lächeln.

Ich weiß ungefähr, welchen Eindruck das Neuzerliche meiner Vaterstadt auf Sie machen muß; offenbar den Eindruck eines Menschen, der zu nahe und zu laut mit uns spricht. Im Sommerdunste hat Wien etwas Grelles und Betäubendes, welches wie eine mißglückte Landpartie die Nerven ermüdet.

Mein vor Monaten gegen Sie ausgesprochenes Urtheil über Bret-Harte war ein voreiliges. Ich lese jetzt seine „Argonautengeschichten“ und corrigiere dasselbe an ihnen. Er ist ein merkwürdiger Skizzist, dessen Dichterbegabung auf seine anderen stärkeren Facultäten stimulierend wirkt, wie heilsam angewendetes Gift auf den Organismus. Für ein[en] spezifischen Dichter halte ich ihn nicht. Aber ich kann ihn nun auch nicht mehr über die Achsel ansehen.

Herzliche Grüße.

Ihr

Emil Kuh.

Der Weg hierher, den ich kenne, ist von Bozen mittelst Eilwagen nach Meran und von Meran in 10 Stunden nach St. Valentin auf der Haide.

In Bozen kommt man mit dem Wiener Schnellzuge so müde an, daß das Nächtigen vortheilhaft ist. Um 5 Uhr Morgens geht der Postwagen von Bozen direct bis Valentin. Den Weg durch's Unterinnthal hierher kenne ich nicht. Bitte,

theilen Sie mir in einer Zeile mit, wann Sie zu kommen gedachten.

17.

Sanct Valentin auf der Haid,
31. Juli 1874. Nachts.

Auf den Fall hin, daß Sie sich entscheiden, zu mir den Ausflug zu machen, will ich dem vor wenigen Stunden an Sie gesendeten Vorschlage einen, wie mich dünkt, besseren folgen lassen. Wenn Sie mit dem Eilzuge Vormittags von Brixlegg abfahren, so treffen Sie vor 4 Uhr Nachmittags in Bozen ein. Ich würde dann an Ihrer Stelle sofort (per Axe) nach Meran weiter fahren, wo Sie gegen halb sieben des Abends ankommen. Sie nächtigen dann in der Post, genössen noch die letzten Abendstunden, tränken einige Glas frischen Bieres in dem vom Posthause fünfzig Schritte entfernten Forsterbräu — und seztten Morgens gegen 8¹/₄ Uhr die Reise fort. Diese währt bis St. Valentin auf der Haid ungefähr 10 Stunden, das Etschthal hinauf, und kann, wie sich jetzt die Witterung anläßt, Ihnen nicht allzu beschwerlich sein.

Ich verhehle es nicht, daß es mir über die Maßen leid thäte, wenn ich Sie abermals nicht sehen könnte, denn zu dem Menschen, wie zu dem Dichter in Ihnen fühle ich mich hingezogen, wie dies selten in meinem Leben der Fall gewesen. Dies soll nur ein Naturlaut, kein Ton einer Überredungssonate sein.

Glaßer, den Sie wahrscheinlich nicht aufgesucht haben, schrieb mir vor acht Tagen Nachstehendes: „.... wenn Gottfried Keller kommt, wird er uns gewiß herzlich willkommen sein. Einen Theil seiner neuesten Sachen, fast Alles, was kürzlich im dritten Bande der Leute von Seldwyla erschien, insbesondere aber die Erzählung „Dietegen“, die meines Wissens noch nicht gedruckt ist, habe ich schon im Manuskript durch Exner

kennen gelernt, der früher Professor der Rechte in Zürich war und dort sich mit Keller nahe befreundete. Dietegen namentlich ist in der wunderbaren Art, wie die Linie, noch so gewunden, in sich selbst zurück führt, allerliebst."

Das „allerliebst“ an dieser Stelle zeigt Ihnen die Schranke Glaeser's.

Nun haben Sie bereits die ersten Stücke des Vißcher'schen Essah's¹⁾ gelesen. Auf meine Bemerkungen, die mir Vißcher in Stuttgart selbst abverlangte, hat er leider keine Rücksicht genommen; weder auf diejenigen, welche formelle Bedenken enthielten, noch auf jene, welche die Essenz betrafen. Die Partie über den Grünen Heinrich ist schwach, ja ungerecht. Ein schlechter Roman aber ein hochbedeutendes Buch, für dessen Spaziergang in das 20^{ste} Jahrhundert hinein ich bürgen möchte: dies hätte der Canon sein müssen. Der Grüne Heinrich stellt die Spielart des jungen Menschen, des unvollständigen Talentes dar, das zum Grünbleiben verurtheilt ist. Und weil diese Spielart in tausend und abertausend Exemplaren vorkommt und vorkommen wird, darum ist der Grüne Heinrich ein außerdentliches Buch.

Prächtig charakterisierten Sie in wenigen Zeilen Bretz-Harte²⁾. Nachdem Sie ihn vielleicht näher kennen gelernt haben, werden Sie nicht anders urtheilen.

Treuen Gruß Ihr

Emil Küh.

18.

Berchtesgaden, 16. August 1874.

Die rauhe Luft und die Bauernkost haben mich aus dem Kreise meiner Familie in St. Valentin hierher getrieben, wo

¹⁾ Vgl. Anmerkung S. 234.

²⁾ Im Briefe vom 28. Juli 1874. Vgl. Bächtold III, Nr. 186.

einer meiner Brüder ein Häuschen besitzt. Es ist das nämliche, das ich mit den Meinen vor drei Jahren bewohnt habe. Wenn Sie mir von Wien aus mitgetheilt hätten, daß Sie nicht gesonnen sind, meinetwegen eine Tour im Postwagen zu unternehmen, ja wenn Sie mir dieß in Brixlegg geschrieben hätten, ich wäre dann gerne nach Nordthrol gekommen, um mit Ihnen einige Tage zusammen zu sein. Ihre Bemerkung, daß Sie kein kurzweiliger Mensch seien, machte keinen Strich durch meine Vorstellung von Ihnen. Die kurzweiligen Menschen sind nicht diejenigen, die mich sonderlich reizen, hingegen thun dieß die prozessierenden Naturen, wobei mir ein Zusatz von Widerborstigkeit oder mürrischem Wesen weder Furcht noch Abneigung einflößt. Ihre Persönlichkeit liegt wohl so zu sagen zwischen Ihren Schriften und Ihren Briefen entweder in der Mitte oder an die eine oder andere Seite gelehnt. Das Bedenkliche einer Begegnung mit Ihnen scheint mir dort den Schwerpunkt zu haben, wo meine Person in Frage kommt. Trotzdem spiele ich mit dem Gedanken, auf der Heimreise einen Seitenweg einzuschlagen, den Seitenweg nach Zürich. Erschrecken Sie nicht, ich spiele nur damit.

Den nächsten Winter werde ich abermals in Meran zu bringen, weil mir das Klima dort zuträglich und die ganze Lokalität bereits anheimelnd vertraut ist, alsdann im Hinblick auf die begonnenen Gymnasiastudien meines Knaben, der einer Lehreranstalt, wo man streng und wohlwollend zugleich ein Auge auf ihn hat, [übergeben wurde] ¹⁾.

Kurz vor dem Eintreffen Ihres Absagebriefes in St. Valentine hatte ich den ersten Artikel über Ihre Erzählungen neu geschrieben und die ganze Arbeit dennoch wieder zurückgelegt, weil die Gruppierung noch nicht reif ist. Darin ist der

¹⁾ Der Satzschluß fehlte und war zu ergänzen.

Essay *Biſcher's* höchst mangelhaft. Der starke Eindruck, den *Biſcher* empfangen, zittert noch wie erhitzte Luft über einer Flamme, was im Gespräch Bewegung, in der schriftstellerischen Leistung jedoch keine Freude gewährt. Den Fabulisten und den Humoristen, welche in der Charakteristik Ihrer Dichtungen den bedeutsamsten Nachdruck erheischen, hat *Biſcher* nicht zu packen verstanden. Wiewohl ich mich darnach sehne, das vierte Bändchen in meiner Hand zu haben, vergnügt mich doch die Thatſache: inmitten der rüstigen und rührigen und überaus gewandten Gilde, welche mit Kellnerpromptheit ihre sechs „Gänge“ aufträgt, den Dichter zu gewahren, der sich zwar für einen Poeten gibt, aber dessen ungeachtet nicht zu jeder Stunde die Poesie kommandieren kann¹⁾). Ein höchst unersprießliches Vergnügen, wird Ihr Verleger sagen.

Gestern und vorgestern las ich in der „Neuen Freien Presse“ eine Erzählung *Bret-Hart'e's*, welche meine anfängliche Ablehnung dieses Autors rechtfertigte. Der Eindruck, der von seinen Sachen ausgeht, ist dem Gefühl vergleichbar, das ein in der Tasche fortglimmender Zündschwamm erweckt, welchen man noch rechtzeitig in der Tasche löst.

Könnte ich nicht einmal eines Ihrer Dramen, von denen Sie nur im Vorbeigehen sprachen, im Manuskript zu lesen bekommen?

Wir haben hier seit zwei Tagen gräßliches Regenwetter, im Freien zeigte heute Nachmittag das Thermometer 9 Grad. Ich habe die Absicht, bis in die ersten Tage des September hier zu verweilen.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Emil Küh.

¹⁾ Anspielung auf Goethe's bekannte Zeilen:

„Gebt Ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie.“

19.

Meran, 12. Dezember 1874.

Ihre Schriftzüge nach so langer Zeit wieder zu erblicken, war mir schon an sich etwas Angenehmes. Den reichen Inhalt Ihres letzten Briefes¹⁾ aber wird meine Antwort heute nicht bewältigen können, denn ich bin allzu sehr mit einem Aufsatz über die Leute von Seldwyla beschäftigt, der mir rasch von der Hand gehen muß, wenn die Stimmung desselben nicht entmischt werden soll. Für diesmal habe ich auf eine eingehende Studie verzichtet, weil eine solche mir viele Wochen fortnehmen würde, und meine große biographische Arbeit [das] nicht erlaubt. Ja, ein ausführlicher Essay über Ihre Dichtungen würde jener Arbeit sogar schaden, indem er mich in ein ganz anderes Fahrwasser brächte. Die kurze Charakteristik Ihrer Erzählungen sucht die einfachsten großen Linien festzuhalten. Ich sage dem Leser ungefähr dieses: „Tritt immerhin vertraulich an den Dichter heran! Auch wenn Du keine scharfen Augen hast, wirst Du hübsche und prächtige Dinge zu sehen bekommen; auch wenn Du das: Sesam thu' dich auf! nicht weißt, also in die Zauberhöhle nicht hinein kannst: schon vor derselben werden Deine Sinne ihren Schmaus empfangen“. Nach den dichterisch ästhetischen Magierkünsten, welche die deutsche Kritik anzuwenden liebt (mitunter auch meine eigene), um für meine Dichter Freunde zu werben und Verständniß anzuzünden, scheint mir die bezeichnete simplere Methode doppelt angemessen und wünschenswerth. Sie sind freilich einer der wenigen Dichter, welcher die Magierkünste der Analyse durchaus nicht braucht. Sie haben [darin], wie in manchem Anderen noch, Aehnlichkeit mit Shakespeare. Der

¹⁾ Vom 9. November 1874. Vgl. Bächtold III, Nr. 189 (fortgesetzt und abgeschlossen am 6. Dezember).

geringe Mann, der plumpe Verstand, die rohe Einbildungskraft können dem Hamlet oder dem Lear so viel Reiz und Anregung abgewinnen, daß vergleichungsweise der feine Geist, der gebildete Verstand, die geläuterte Phantasie diesen Werken nicht mehr verdanken. Ich erfahre an mir selbst, so oft ich in Ihren Büchern lese, in welch' hohem Grade Sie fähig sind, neben den tiefen Bewegungen des Gemüthes und der Seele, die Sie hervorufen, die harmlose Genüßfreude, das leichtflügliche Ergözen in mir zu erwecken. Dann und wann machen mir Ihre Geschichten den Eindruck, als würde jemand ein Steinchen in einen blühenden Kirschbaum, aus dem nun sofort eine Schaar Vögel auffliegt. Die Poesie ist zum Theil auch deshalb in unsren Tagen so herabgekommen, weil das holde Spiel derart unter dem Ernst sich verkrochen hat, daß es gar nicht mehr fühlbar und sichtbar werden will. Hölle der Teufel eure ganze Sippschaft! möchte ich zuweilen mit Mercutio, den Heinrich von Kleist, Otto Ludwig, Friedrich Hebbel, Ivan Turgéniew zurufen, wiewohl ein Stück meines Wesens gerade diesen Dichtern leidenschaftlich zugeneigt ist.

Den vierten Band der Seldwylter erhielt ich vom Verleger gleich nachdem er fertig geworden. Dietegen hat sich schon längst meines vollen Anteils bemächtigt. Die Symmetrie des Grauenhaften stört nur noch leise mein Kunstgefühl, das gerne überall den schön gebundenen Kranz durch eine letzte Handbewegung in anmuthige Unordnung gebracht sieht, aber sie stört nicht mehr mein Behagen an der Komposition. Dietegen zählt auf jeden Fall zu Ihren Meisterstücken. — An der Erzählung: „das verlorene Lachen“, hätte ich nur das Eine auszusetzen, daß die zweite Hälfte nicht in dem Maße anekdotisch verkörpert ist, wie die erste. Dies röhrt, wenn ich mich nicht täusche, daher, daß das spätere Verhältniß zwischen Zukundus und Justina zu wenig isoliert, zu wenig intim gefärbt worden ist. Der sich trübende

Verkehr der Beiden wird überwiegend durch die Darstellung der sie umgebenden Zustände motiviert. Das Sittenbildliche umschattet ein Bischchen das Psychologische; ein paar Zweige des Kirschbaums hätten abgeschnitten oder gestutzt werden, mir das Wohnfenster freier machen sollen. Sie haben uns eben durch die Kraft der Neuheiten, zu der es alles Innere bei Ihnen bringt, verwöhnt. Am Schlusse der Novelle bringen Sie das Anekdotische wieder ein. Diese Novelle ist zugleich die einzige der Sammlung, welche fragwürdig in die Zukunft hinausschaut. Doch nicht aus dem Grunde, weil die Verkürzungen der Novelle anstatt der Ausbreitung der Romanform eingetreten, sondern weil der Charakterstoff der zwei Menschen nicht gänzlich aufgebraucht worden ist. Warum aber müßte allezeit ein Knopf geschlungen werden! Auch eine locker zusammengelegte Schleife kann ein künstlerisches Ende vorstellen. Die edlen Umrisse der Gestalt des Zukunftus möchte ich nie und nimmer gegen die Contour eines „Festlumpen“ vertauscht wissen.

Vergessen Sie nicht, mir die „drollige Sache“, welche die Auffassung des Grünen Heinrich betrifft, mitzutheilen; bitte, vergessen Sie nicht!

Ihre Bekenntnisse über das oft anhaltende Stocken und dann oft eilige Fließen des produktiven Stroms erinnert mich an Hebbel's Eigenart in dieser Beziehung. Auch er konnte zuweilen Monate, Jahre lang nicht vorwärts kommen mit einem Werke; wobei er einmal launig versicherte: „Aber Mosenthal's Poesie will ich jederzeit diktieren!“ Hingegen war bei ihm die produktive Stimmung eine wahre Springfluth. Vor jeder Szene, die er dichtete, meistens im Spazierengehen, war er selbst auf das Nächste neugierig. Als er an den Nibelungen arbeitete, sagte er eines Nachmittags zu mir, ehe er mich verabschiedete: „Seit acht Tagen liegen Chriemhild und Brunhild einan-

der in den Haaren. Ich bin begierig, was heute die Beesten sagen werden!"

Mit Ihrer Bemerkung über Freytag stimme ich insofern überein, als diesem Halbdichter denn doch das Tüchtige gelungen ist, während man dies von den Romanen der Auerbach, Spielhagen und von den Arbeiten der kleinen gespreizten Bursche nach dem Schlag Hanns Hopfen's nicht behaupten kann. Romisch berührte mich neulich das Wort Julian Schmidt's in dessen neuestem Buche, das ich leider für die „Wiener Abendpost“ lesen und besprechen muß, das Wort: „Freytag pflege in seinen Romanen den hohen Styl des Epos“. — In den fünfziger Jahren trieben Schmidt und Freytag die Gäule des Realismus an. Aus dem Gegenwartsfresser Freytag ist nun der Vergangenheitsnascher geworden.

Wenn Sie mir das neueste Opus des Uffen Schopenhauer's²⁾ senden wollen, so werde ich Ihnen dafür Dank wissen; Sie sollen es dann bald zurück erhalten.

¹⁾ „Der neue Goethe“, Wiener Zeitung. Jahrg. 1874.

²⁾ Gemeint ist Hartmann's Buch: „Die Selbstzerstörung des Christentums“. Vgl. Keller's Brief vom 6. Dezember 1874.

Ich lege diesen Blättern eine Studie über Storm¹⁾ bei, die ich vor mehreren Wochen veröffentlicht habe. Der Dichter war aber nicht sehr zufrieden, weil ich in seiner Lyrik nicht auch das Mächtige, Erschütternde hervorgehoben. Es fehlen einige Striche, die ich in dieser Richtung hätte anbringen sollen, das räume ich willig ein. Aber daß Storm deshalb verstimmt sich äußern würde, darauf war ich nicht gefaßt. Er spürte allerdings, daß ich ihn nicht so ansehe, wie etwa Sie oder Grillparzer; doch konnte ich aus seinen Briefen nie entnehmen, daß er jemals unberechtigte Ansprüche geltend mache. Menschlich hat mir diese Erfahrung wehe gethan; geistig hat sie mir bekräftigt, was ich längst über die Demuth der geringeren Talente gedacht. Lesen Sie die Aufsätze, wenn Sie einmal Lust dazu haben. Ferner schicke ich Ihnen ein Büchlein über den Dichter Lamb²⁾ vom Hofrath Marschall, dem Schatulier der Großherzogin von Weimar, das Sie stofflich interessieren wird. Es ist nicht im Buchhandel. Senden Sie es mir bei Gelegenheit zurück.

Mir ist es während der letzten drei Monate sehr schlecht ergangen.

Ich litt unsäglich unter meinen überreizten Nerven. Kehle und Lunge machen mir nicht mehr zu schaffen.

Alles Nebrige verspare ich auf meinen nächsten Brief. Die Meinen erwidern Ihre freundlichen Grüße.

Ganz der Ihrige

Emil Ruh.

¹⁾ „Storm's Lyrik“; Wiener Abendpost, Jahrg. 1874, November, S. 2068 ff.

²⁾ Der englische Dichter Charles Lamb (1775—1834), ein trefflicher Lyriker und Essayist.

20.

Meran, 30. Dezember 1874.

Hier ist die kleine Charakteristik der Leute von Seldwyla¹⁾. Wenn Ihnen nur der Gesamtton und ein paar Stellen Vergnügen bereiten, dann bin ich in Rücksicht auf diese Arbeit vollauf zufrieden. In den letzten Monaten habe ich mit einer freisinnigen Frau, der Prinzessin Marie Hohenlohe in Wien (der Tochter der Liszt-Enthusiastin Fürstin Wittgenstein) einige Briefe über Ihre Dichtungen gewechselt, namentlich über Ihre Sieben Legenden, welche dort auf Widerstand gestoßen sind. Sie vertheidigte sich gegen meine Einwürfe anmutig und zwar so, daß Sie selber daran Ihre Freude haben könnten.

Merkwürdiger Weise ist mir schon öfters bei Lesung Ihrer epischen Werke der Gedanke gekommen, daß auch die dramatische Produktion Ihnen im Handgelenke liegen müsse. Sonst denke ich solches nicht, wenn mir das volle epische Talent entgegentritt. Wahrscheinlich hat die in meinem letzten Briefe erwähnte Aehnlichkeit, die mir zwischen Ihnen und Shakespeare auffiel, auf jenen Gedanken unbewußt Einfluß geübt. Das mir mitgetheilte, von Herrn Weilen schmählich verpuschte Sujet²⁾ hängt mit Fäden der Volksüberlieferung bei Romanen wie Germanen zusammen, was Sie wahrnehmen werden, wenn Sie Uhland's Abhandlungen über „die Todten von Lustnau“ lesen, wo allerdings das Gemüthvolle gegen das Grauenhafte über-

¹⁾ „Die Leute von Seldwyla“; Wiener Abendpost, Jahrg. 1874, 28. Dezember, S. 2365.

²⁾ Vgl. dazu Keller's Schema „Die Provenzalin“ (Bächtold II. S. 509 f.) zur Behandlung des von Herrn Joseph Weilen in seiner „Dolores“ bearbeiteten Stoffes und die Notiz im Briefe an Küh vom 6. Dezember 1874 (Bächtold III, S. 171 f.), Nr. 189.

wiegt. Ihre Auffassung der Agnes-Bernauer-Fabel¹⁾ scheint mir die für das Drama allein angemessene. Melchior Mehr hat in die Behandlung dieses Stoffes seine eigene Armeligkeit hineingetragen; Hebbel hat sich künstlich für das allgemeine Staatspathos erhitzt und in der Agnes Bernauer, wie er glaubte, eine moderne Antigone hingestellt. Nun erfuhr ich aber durch den ausgezeichneten Philologen Lehrs, aus dessen populären Auffäßen über griechische Poesie und Mythologie, daß es ganz und gar unhellenisch gedacht sei, wenn man sich einbilde, daß Sophokles in der Antigone das Recht des Staates habe verherrlichen wollen; er habe vielmehr dem Menschlichen darin die Ehre gegeben. Otto Ludwig endlich ist so lange flügelnnd und nach Handhaben suchend um den Stoff herumgegangen, bis er selbst nicht mehr recht wußte, wo der tragische Hebel anzusezen sei. Sie hätten das Richtige gethan: das Schwergewicht auf den Herzog Albrecht zu werfen.

Neulich erzählte mir der Direktor des Gymnasiums in Meran, ein fittenkundiger Benediktiner aus dem Bintschgau, einen Vorfall, der sich vor Jahren hier in der Nähe ereignet hat, und der Sie vielleicht zu einer Erzählung anregt, kurz vor dem epiischen Thorschluß, den Sie mir angekündigt haben. Ein zwanzigjähriger armer Bursche heirathet ein hübsches, junges Mädchen von irgend einem Bauernhöfe her. Nachdem das Paar getraut ist, reicht der Bursche der Dirn' die Hand und sagt: „Nun behüt' Dich Gott!“ und geht nach Meran zurück an seine Handwerkerarbeit. So unschuldig ist er, daß er mit dem kirchlichen Akt Alles abgethan wähnt. Er bleibt wohnen, wo er gewohnt hat, während das betroffene Mädchen weinend

¹⁾ Vgl. Brief an Kuh vom 6. Dezember 1874 (Bächtold III, Nr. 189), S. 172. Keller hatte selbst in Berlin in den fünfziger Jahren an eine dramatische Bearbeitung dieses Stoffes gedacht.

zu den Ihrigen heimgekehrt ist. Diese legen sich endlich in's Mittel, und desgleichen die Freunde und Bekannten des Burschen; die Kapuziner, welche allen Meranern die Beichte abnehmen und in alle Familienheimlichkeiten und Klatschereien des Städtchens eingeweiht sind, müssen das Menschenkind, an dem die Erbsünde glücklich vorbeigegangen ist, bearbeiten, auf daß er anfange, seine ehelichen Pflichten zu erfüllen. Und so wird nun das matrimonium schließlich consumiert. Rößliche Situationen und so liebenswürdig schlüpfrig, daß man sofort davon naschen möchte.

Was sind das für lyrische, jetzt in Schwang gehende Umtreibe, worüber Sie zu schreiben versprachen?¹⁾ Was Sie gepeitscht wünschen, das verdient sicherlich Hiebe. — Haben Sie die ersten Artikel der Madame Betty Paoli in der „Allgemeinen Zeitung“ über Grillparzer durchflogen? Dieses Frauenzimmer scheint die Genialität in dem Airc der Rühnheit zu suchen, womit sie: „Ich wünsche wohl gespeist zu haben!“ sagt. Sechsmal Gedroschenes schüttet sie zum siebenten Mal auf die Tenne. Ich will der Allgemeinen Zeitung nächstens einen Aufsatz senden über Anklagen und Einbildungen der Österreicher.

Jüngst kam mir eine Charakteristik Ludwig Uhland's von dem Herrn August Silberstein, gleichfalls einem Österreicher, zu Gesicht, welche an unfreiwilliger Komik einzig zu nennen ist. Es wird Sie erlustigen, wenn ich Ihnen etliche Säze daraus mittheile. — „Am 13. November 1862 verschied in Tübingen ein daselbst am 26. April 1787 geborener, also 75jähriger Mann, aus dem Reiche der Lebenden.“ — „Die spätere ungestüme Liederzeit der dreißiger und noch mehr der vierziger Jahre hat ihn eher zu den Todten als den „Lebendigen“ gezählt, aber was über sogenannte oder wirkliche

¹⁾ Vgl. Brief an Kuh vom 6. Dezember 1874 (Bächtold III, S. 173).

„Thrannen“ gefungen wurde, des Längeren, ist kleinlich aufbäumend und bleibt verschwindend gegen die erhabenen und stetigen, schlagwirthaften zwei Zeilen: „Und was er finnt, ist Schrecken u. s. w.“ Keine Strophe eines Andern erreicht die durch ihre stählerne und stahlblanke Festigkeit schwerhaft zu nennende seine, gegen Ungerechtigkeit, Härte, Willkür, Thrannen aufsprunkenden Höhen.“ — „Man fragt sich unwillkürlich . . . worin die Wirkung bestehe? Und da man sich stets die Antwort geben muß, sie liege in der unmenschlich tiefen und wahren Poesie, muß man einem Poeten die vollste Huldigung gewähren, der in sich den Ausdruck des im Menschenherzen unausgesprochen Gelegenen verkörpert“ . . . „er ist [in] dem Schloß am Meere und in der Gefängnißzelle, er schreitet neben der Mäherin in der Wiese, er sitzt und schabert bei Tisch, er lehrt die Muttersprache verwenden, er ist beim Hause, wenn es errichtet wird, bei Schmäusen, Hochzeiten und Geburten, bei Noth und Tod und Gedenken Seliger.“ — Dieses Subjekt, von welchem Gedichte, in mehreren Auflagen, Novellen, Romane herrühren, haben schon verschiedene unserer Litteraturzeitungen als ein vollwüchsiges Talent gepriesen. — Wer weiß, ob er nicht gar hinter dem Rücken des deutschen Volkes dessen „Liebling“ geworden ist, neben dem bekannten Mühlburg.

Ich fange kein neues Blatt mehr an. Freundliche Grüße von mir und meiner Frau. Ihr

Emil Kuh.

Ein arbeitsfrohes Jahr 1875.

Schreiben Sie nicht erst dann wieder, wenn Sie über meine *Storm-Artikel*¹⁾ und über meine *chrift*²⁾ zu sprechen haben.

¹⁾ Vgl. Anmerkung S. 247.

²⁾ Die Gedichtproben, welche Kuh in einem früheren Briefe (vgl.

Zu den Erstgenannten kommen Sie schon einmal. Die zweitgenannten habe ich selber längst still beigesetzt.

Nr. 10 vom 14. März 1874) Keller mitgetheilt hatte. Vgl. auch Keller's Brief an Küh vom 6. Dezember 1874 (Bächtold III, S. 173).

(Schluß folgt im nächsten Jahrgang.)

